Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1867. — Zweiundzwanzigster Jahrgang. — 1867.

Fünfter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Wien,
Albert Last.

122

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1867. — Zweiundzwanzigster Jahrgang. — 1867.

Fünfter Band.

Der Domherr.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Der Domherr.

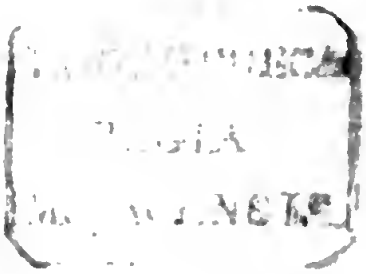
Hiſtoriſcher Roman

von

J. D. H. Temme.

Erſter Band.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1867.



Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Abenteuer des Domherrn auf einer Reiſe von Düſſeldorf bis in das Heſſenland durch die weſtfäliſchen Haiden.

Durch die weiten, faſt unabſehbaren weſtfäliſchen Haiden fuhr eine vierſpännige Extrapoſt.

In dem Wagen ſaß ein einzelner Herr. Es war ein kleiner Mann, etwas ſtark, mit krauſen grauen Haaren, blitzenden Augen, einem lebhaften Geſichte. Er konnte im Anfange der ſechziger Jahre ſtehen, ſchien aber noch rüſtig zu ſein wie ein Vierziger. Er trug einfache graue Sommerkleidung, auf der Bruſt ein Domherrnkreuz.

In einem Coupé hinter dem Wagen ſaß ein Bedienter, gleichfalls ein ältlicher Mann.

Es war früher Morgen, aber die Sonne brannte ſchon heiß; ſie war ſeit einer Stunde und länger aufgegangen.

Es war am fünfzehnten Juni des Jahres Eintauſend achthundert und fünfzehn.

Die Pferde der Extrapoſt liefen im ſcharfen Trab,

faſt im Galopp über die trockene, ebene Heide dahin, Wenn ſie ſich Ruhe gönnen wollten, hieb der Poſtillon immer von neuem auf ſie ein.

Er hatte ſeinen Grund dazu.

„Fährſt Du die Meile in einer halben Stunde, Schwager", hatte der kleine Herr mit dem Domherrnkreuze zu ihm geſagt, „ſo bekommſt Du außer Deinem geſetzlichen Trinkgelde einen Kronthaler."

Da hätte der Poſtillon für ſein Leben an der halben Stunde keine halbe Minute verſäumen mögen.

Auch der kleine Herr hatte ſeinen Grund, daß die Pferde in der Meile eine halbe Stunde zurücklegen ſollten.

Er hatte am Abend vorher zu Düſſeldorf, wo er wohnte, zu derſelben Zeit zwei Briefe erhalten.

„Ah, ah, von Gisbert", hatte er gerufen, als er die Aufſchrift des erſten ſah. „Und aus Namur, vom Kriegsſchauplatze! Geſtern Abend aufgegeben, am dreizehnten. Da wird man ja endlich etwas erfahren. Seit vierzehn Tagen ſtehen ſich die Armeen kampfbereit gegenüber, und man hat noch nicht einmal von einem Vorpoſtengefecht gehört, wo die ganze Welt auf eine entſcheidende Schlacht wartet. Die Welt iſt zwar einfältig genug, doch es iſt nun einmal ſo."

Indeß, ehe er den Brief öffnete, warf er einen Blick auf die Aufſchrift des zweiten.

„Ha, ha, von der Gisbertine?“ rief er. „Das ist ja ein sonderbares Zusammentreffen! Und was mag sie wollen? Gerade heute? Gewissensbisse?

Er legte doch den ersten Brief, den von Gisbert vom Kriegsschauplatze, zurück und erbrach und las zuerst den zweiten, von der Gisbertine, von der er meinte, sie könne Gewissensbisse haben.

Er mußte sich hierin getäuscht haben.

„Zum —“ sagte er.

Das Domherrnkreuz auf seiner Brust ließ ihn wohl den Fluch nicht vollenden, den er auf der Zunge hatte. Aber ärgerlich fuhr er fort:

„Uebermorgen Nachmittag in Paderborn, und wenn da nicht, zum Abend in Hofgeismar! Da haben wir die ganze rücksichtslose Gisbertine. Und ich dachte an Gewissensbisse! Die! Aber der Alte ist bei ihr — mit seinen Wunden! Und — und — lesen wir auch den andern Brief.“

Er öffnete und las den andern Brief, und er las lange daran und sprach dazwischen und schüttelte den Kopf und wurde wieder ärgerlich und schüttelte wieder den Kopf.

„Der arme Junge! Also sie stehen wirklich vor einer Schlacht! Einer Hauptschlacht! Vielleicht schon heute! Gewiß morgen, am fünfzehnten! Wenn der brave

Burſche todtgeſchoſſen würde! Und wofür? Von Freiheitskrieg ſprechen ſie! Wen wollen ſie denn befreien? — Und wer hätte ihn in den Tod gejagt? Sie! Sie! — Ha, was iſt das? — Frau? Kind? In Weſel ſoll ich Nachricht erhalten! Und wenn da nicht, in Warendorf. Und unterbringen! Ich? Ich ſoll anderer Leute Frauen und Kinder unterbringen? Wie ein Narr mit ihnen durch die Welt ziehen? Es paßt hübſch zu dem Domherrnkreuze! — Aber in Noth! Und es hat Eile! Ja, ja, und auch die Gisbertine hat es eilig! Wer ſoll warten? Die eine in Noth! Die andere wird mir die Augen auskratzen und dem alten General ein neues Wundfieber an den Hals ärgern! — Ha, und nun das Teſtament noch! Was mag darin ſtehen? Aber was geht das mich an? Wie richte ich nur das Andere ein?"

Er durchmaß mit großen Schritten ſein Zimmer, doch nicht lange. Er ſchien bei ſeiner Lebhaftigkeit auch der Mann des raſchen Entſchluſſes zu ſein.

Er zog eine Klingelſchnur.

Sein alter Bedienter erſchien.

„Johann, iſt der Reiſewagen fertig?"

„Zu Befehl, Hochwürden Gnaden."

„Beſtell' vier Extrapoſtpferde. In einer Viertelſtunde müſſen ſie hier ſein."

„Wohin, Euer Gnaden?"

„Nach Weſel.“

„Nach Weſel?“

„Kümmere Dich um Deine Sachen, und meine pack' ein.“

„Werden Hochwürden Gnaden lange ausbleiben?“

„Sechs Wochen, acht Wochen, wie es kommt. Wir gehen nach Hofgeismar.“

„Euer Gnaden wollten ja erſt ſpäter hin.“

„Ich fahre jetzt. Mach' Dich fertig!“

Der Bediente ging.

Der Domherr ordnete in ſeinen Papieren, nahm Geld, verſchloß Secretäre und Kommoden, kleidete ſich für die Reiſe an. Alles ging raſch, wie im Fluge, und doch nicht übereilt. Er war fertig, als der alte Diener wieder in das Zimmer trat.

„Hochwürden Gnaden, der Wagen iſt angeſpannt.“

„Und die Koffer?“

„Gepackt und aufgeſchnallt.“

„Und Du?“

„Reiſefertig, wie Euer Gnaden ſehen.“

„Und der Hauswirth?“

„Benachrichtigt und inſtruirt.“

„Komm.“

Er verließ das Zimmer, das Haus.

Der Diener folgte ihm.

Draußen auf der Straße hielt der mit vier Extrapoſtpferden beſpannte Wagen.

Der Domherr ſtieg hinein.

Der Bediente ſetzte ſich hintenauf in das Coupé des Wagens.

Der Domherr ſagte zu dem Poſtillon:

„Schwager, wenn Du die Meile in einer halben Stunde fährſt, ſo bekommſt Du außer Deinem geſetzlichen Trinkgeld einen Kronthaler, ſonſt nichts, als was Dir zukommt. Du kannſt es Deinem Nachfolger auf der nächſten Station ſagen, und der kann es weiter ſagen, ſoweit ich fahre.“

Der Poſtillon hieb auf ſeine Pferde, und Pferde und Wagen flogen dahin, daß man meinte, der Wagen oder die Straßen Düſſeldorfs müßten einbrechen. Aber der Reiſewagen des Domherrn war gut, und auch die Straßen Düſſeldorfs ſind es.

Um zehn Uhr abends war der Domherr in Weſel.

„Friſche Pferde, nach Münſter hin, in einer Viertelſtunde“, beſtellte er.

„Wo wohnt hier die Kriegsräthin Fahrner?“ fragte er dann.

Man nannte ihm eine Straße.

„Weit von hier?“

„Fünf Minuten.“

„Führen Sie mich hin.“

Er wurde hingeführt zu einem kleinen alten Hause in einer engen Nebengasse.

Das Haus war verschlossen; die Bewohner lagen schon im Schlafe, wenigstens meist; er mußte eine Klingel ziehen, dann lange warten.

„Wie kann man so früh schlafen gehen?“ schalt er. „Und gar am Rhein und in einer so schönen Sommernacht? Aber was ist hier der Rhein und die Sommernacht? Gott erbarme sich über all den Jammer, die Schmerzen, das Blut, das Elend, die Verzweiflung, die diese Nacht begräbt!“

Die Thür wurde geöffnet.

„Wer ist da?“ fragte eine verschlafene Magd.

„Wohnt hier die Kriegsräthin Fahrner?“

„Ja.“

„Zu Hause?“

„Ja, aber zu Bett.“

„Dienen Sie bei ihr?“

„Ja.“

„Wecken Sie sie.“

„Sie wollen sie sprechen?“

„Warum würde ich sie sonst wecken lassen?“

„Ihr Name?“

„Ein Fremder.“

Die Magd ging kopfſchüttelnd in das Haus zurück und ließ die Thür offen ſtehen.

Der Domherr folgte ihr eine Treppe hinauf.

Oben mußte er wieder warten.

Er ſchalt nicht wieder.

„Die arme Frau!“ ſagte er. „Vielleicht hat ſie ſeit langer Zeit zum erſten Male einen ruhigen Schlaf. Ich ſtöre ihn ihr für lange Zeit.“

Die Magd kam zurück.

„Treten Sie hier ein. Die Frau Kriegsräthin wird ſogleich kommen.“

Sie führte ihn in ein kleines Stübchen.

Es waren wenige, alte und veraltete Möbel darin, aber Alles war ſauber und ordentlich. Es war ſo recht ein kleines bürgerliches Zimmer einer kleinen Beamtenfamilie, vielleicht einer Beamtenwittwe.“

Kriegsrath war damals in Preußen ein Titel für Secretäre und andere Subalternbeamte der Militärbehörden.

Eine ältliche Frau erſchien, gedrückt, etwas leidend.

„Frau Kriegsräthin Fahrner?“ fragte der Domherr.

„Mein Name, mein Herr. Und wen habe ich die Ehre?“

„Mein Name thut nichts zur Sache, wenigſtens vorläufig nicht. Madame, Sie ſind Wittwe?“

„Schon ſeit länger als Jahresfriſt.“

„Sie haben eine Tochter? Agathe heißt ſie —“

Die Frau ſah ihn erſchrocken an.

„Mein einziges Kind!“ ſagte ſie.

„So! Iſt ſie bei Ihnen?“

„Nein.“

„Haben Sie Nachricht von ihr?“

„Haben Sie welche, mein Herr?“ fragte die Frau raſch, mit angehaltenem Athem.

„Nein! Ich wollte mich eben bei Ihnen nach ihr erkundigen.“

„O mein Gott!“ rief ſchmerzlich die Wittwe.

„Erzählen Sie mir von ihr, Madame“, ſagte der Domherr.

Die Frau ſah ihn zweifelhaft an.

„Sie können es wagen, Madame“, ſagte er. „Ich ſuche Ihre Tochter, um für ſie zu ſorgen, und mich dünkt, ich ſehe nicht aus wie ein Spitzbube.“

Die Frau ſah ihn an.

Der kleine Domherr hatte trotz ſeiner krauſen Haare und blitzenden Augen Stolz und Adel und zugleich etwas Gutmüthiges in ſeinem Weſen.

Sie vertraute ihm.

„Mein armes Kind iſt ſchon ſeit langer Zeit verſchwunden“, ſagte ſie.

„Sie haben gar keine Nachricht, keine Spur von ihr?“

„Nicht die geringste.“

„Sie ist oder sie war verheirathet?“

„An einen sehr braven Mann, den Regierungsrath Mahlberg. Sie lernte ihn in Breslau kennen, wo er Assessor und mein Mann Secretär bei der Regierung war. Als er Regierungsrath wurde, heiratheten sie sich.“

„Wann war das?“

„Vor jetzt drei Jahren, im Sommer 1812.“

„Die Beiden liebten sich?“

„O mein Herr, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr, und wie glücklich sie in ihrer Liebe waren.“

„Und wie lange dauerte dieses Glück? Erzählen Sie weiter, Madame.“

„Im Februar 1813 begann der Krieg mit den Franzosen. Der König erließ jenen Aufruf an alle waffenfähigen Männer Preußens. Mein Schwiegersohn Mahlberg war einer der ersten, die ihm folgten. Seine Frau blieb bei uns in Breslau zurück. Unsere Truppen siegten. Die Franzosen wurden über den Rhein gejagt. Der König erhielt seine Länder zurück, die ihm Napoleon entrissen hatte, auch seine westfälischen Provinzen. Die alten Behörden wurden darin wieder eingesetzt. Mein Mann kehrte hierher nach Wesel als Kriegsrath bei der Intendantur zurück. Mahlberg wurde zur Belohnung seines

Muthes, den er im Felde bewieſen, mit Gehaltserhöhung bei der wieder eingeſetzten Regierung zu Minden angeſtellt. Er erhielt nach der Schlacht bei Leipzig von ſeinem Regiment einen kurzen Urlaub, um ſeine neue Stelle zu übernehmen und zugleich ſeine Frau nach Minden zu bringen. Zu uns nach Weſel mochte er ſie nicht führen, der Lazarethtyphus herrſchte hier; mein armer Mann wurde bald ein Opfer der verheerenden Krankheit. In Breslau, wo wir ſehr eingezogen gelebt und wenige Menſchen gekannt hatten, mochte er ſie nicht allein zurücklaſſen. Meine Tochter war freilich auch in Minden nicht glücklich. Sie war getrennt von dem Manne, den ſie liebte; ſie mußte bald die Nachricht von dem Tode ihres Vaters erhalten. Sie ſchrieb in der erſten Zeit oft an mich, ſpäter ſeltener. Auf einmal bekam ich gar keine Nachricht mehr von ihr. Es war ſehr kurze Zeit vor Beendigung des Kriegs. Am 31. März vorigen Jahres waren unſere Truppen in Paris eingerückt. Der Krieg war damit zu Ende. Vierzehn Tage ſpäter war mein Schwiegerſohn hier bei mir. Er fragte nach ſeiner Frau. Auch er hatte ſeit langer Zeit keine Nachricht von ihr gehabt, ſchon ſeit Weihnachten nicht mehr. Er hatte bald nach der Einnahme von Paris Urlaub genommen und war nach Minden gereiſt, hatte ſie aber nicht mehr dort gefunden. Sie war ſeit längerer Zeit fort; ſie war plötzlich

abgereiſt; warum, wohin, wußte Niemand. Sie war in der letzten Zeit ſehr ſtill und traurig geweſen und hatte faſt keinen Menſchen geſprochen. Mein Schwiegerſohn hatte acht Tage lang nach ihr geforſcht, geſucht in der Umgegend von Minden, bei allen Bekannten. Er fand ſie nirgends, Niemand konnte ihm etwas von ihr ſagen. Sie war und blieb ſpurlos verſchwunden. Da kam er zu mir. Auch ich wußte nichts von ihr. Er hatte keine Ahnung, warum ſie ſich entfernt habe, wo ſie ſein möge; auch ich hatte keine. Ich hatte nicht einmal einen Anhalt, um mir Gedanken darüber machen zu können. Er ſprach nicht darüber. Er mußte zu ſeinem Regiment nach Frankreich zurück. Ich hörte dann auch von ihm nichts mehr. Von meiner Tochter bringen Sie ſeitdem mir die erſte Nachricht. Aber Sie haben ja auch keine?"

Die Frau ſprach die letzten Worte ängſtlich fragend.

Der Domherr hatte ihr ſchweigend zugehört.

„Nein", ſagte er.

„Aber etwas müſſen Sie doch wiſſen, mein Herr?"

„Ich habe nur den Auftrag, mich nach ihr zu erkundigen und, wenn ſie in Noth iſt, ihr zu helfen."

„Von wem?"

„Von Jemand, den Sie nicht kennen."

„Der aber mein Kind kennt?"

„So wenig wie ich. Leben Sie wohl, Madame."

Die Frau hatte weinend ihr Geſicht verhüllt.

Der Domherr hielt ſeinen Schritt an.

„Madame, wenn ich Nachricht von Ihrer Tochter erhalte, theile ich ſie Ihnen mit.“

„O mein Herr, wie werde ich Ihnen dankbar ſein!“

„Hm, hm“, ſagte der Domherr draußen auf dem Rückwege zur Poſt, „ein Räthſel liegt da vor. Wird es das Räthſel eines Verbrechens ſein? Hole der Kukuk dieſen Krieg! Auch der Junge, der Gisbert! Und die Gisbertine!“

Seine Pferde ſtanden bereit. Er fuhr mit ſeinem alten Diener weiter, in die tiefere Nacht hinein.

Er konnte ein paar Stunden ſchlafen.

Als er erwachte, war eben die Sonne aufgegangen.

Er war mitten in einer jener langen und langweiligen Haiden, durch welche die ſchon vom Kaiſer Napoleon angelegte große Chauſſee von Weſel nach Münſter und weiter läuft.

Die Sonne war an dem klarſten, reinſten Himmel aufgegangen; kein Wölkchen zog ihr vorher, folgte ihr. So ſtand ſie voll hinten am Rande der unabſehbaren Haide, in gerader Richtung vor dem Domherrn, als er erwachte. Er fuhr von Weſten nach Oſten. Sie ſtand dunkelroth vor ihm und ſo groß; ſie ſah ihn an wie ein gigantiſches Blutgeſicht.

Er mußte ſich ſchütteln. Ein Grauen erfaßte ihn; die Morgenkälte trat hinzu.

„Heute iſt ja der fünfzehnte. Gewiß heute werde es zur Schlacht kommen, ſchrieb er ja. Sie werden früh an die heiße Arbeit gehen. Mit der blutigen Sonne da! Wie Mancher ſieht ſie zum letzten Male! Vielleicht in dieſem Augenblick ſchon! Auch Gisbert? — Was ſchreibt er denn? Ich las den Brief nur eilig.“

Er hatte die beiden Briefe, die er geſtern erhielt, zu ſich geſteckt; er zog ſie hervor. Er wollte ſie nochmals leſen. Es vertrieb ihm ja auch die Zeit in der langweiligen Haide, in der er nichts ſah als das graue Haidekraut. Nur von dem Briefe Gisbert's hatte er geſprochen. Aber die beiden Briefe ſtaken beiſammen, und um den einen zu leſen, hatte er den andern mit hervorziehen müſſen, und als er ſie beide in der Hand hielt, ging es ihm wieder wie am geſtrigen Abende, er las wieder zuerſt den Brief der Dame Gisbertine.

Er lautete:

„Lieber Onkel! Der Onkel Steinau iſt noch immer von ſeinen Wunden nicht ganz geneſen. Namentlich hat er in dem zerſchoſſenen Beine noch ſehr heftige Schmerzen und eine ſolche Schwäche, daß er auf zwei Krücken gehen muß. Die Aerzte wollen daher, daß er in ein Bad gehe. Sie wollten ihn nach Pyrmont ſchicken. Mir fiel etwas

Anderes ein. Du biſt der langjährige Stammgaſt des Bades Hofgeismar und wirſt auch in dieſem Jahre wieder hingehen. Der Onkel Steinau bedarf ebenſo ſehr der Zerſtreuung und Aufmunterung wie des Brunnenwaſſers. Denn daß er diesmal hat zurückbleiben müſſen, daß er nicht wieder mit über den Rhein ziehen konnte, daß dort diesmal ohne ihn gekämpft wird, das iſt es, was ihn krank, unglücklich, elend macht. In Pyrmont wäre er allein, ohne irgend einen Bekannten. In Hofgeismar biſt Du mit Deiner Liebe, Deiner Freundſchaft, Deinem Humor. Ueberdies ſehne auch ich mich, Dich, lieber Onkel, wiederzuſehen. Ich ſoll nämlich den Onkel Steinau begleiten. Da fragte ich die Aerzte, ob Hofgeismar dieſelben Dienſte leiſte wie Pyrmont. Sie ſagten ja. Der Onkel Steinau war gleichfalls einverſtanden. So gehen wir nach Hofgeismar, und da habe ich eine Bitte an Dich. Sie beſteht darin, Dich ſo einzurichten, daß Du mit uns zuſammen in Hofgeismar ankommſt, damit Du, der Du Alles da kennſt, für uns, die wir völlig unbekannt dort ſind, Wohnung und was ſonſt erforderlich iſt, beſorgen kannſt. Wir reiſen heute von Berlin ab und werden am 15. dieſes Monats um Mittag in Paderborn ſein. An der Poſt dort wirſt Du uns finden. Wir fahren von da zuſammen weiter. Sollten wir nicht da ſein, ſo haben wir einen andern

Weg genommen und werden dann um ſieben Uhr abends in Hofgeismar eintreffen, wo wir Dich ſchon anweſend und ein Quartier, von Dir für uns beſtellt, ſchon vorzufinden hoffen. Adieu, lieber Onkel, auf Wiederſehen. Deine Gisbertine. N. S. Verzeih', daß ich ſo ſpät, unmittelbar vor unſerer Abreiſe, an Dich ſchreibe. Ich war vorher zu viel mit Einpacken beſchäftigt."

Das war der Brief Gibertinens.

Der Domherr ärgerte ſich doch wieder, als er ihn geleſen hatte.

„Dieſe Rückſichtsloſigkeit! Als ſie mit ihrem Einpacken fertig war, da war es noch Zeit genug, an mich zu ſchreiben, mich zu ihrem Reiſekurier, ihrem Commiſſionär zu machen. Ich kann nun Tag und Nacht eilen, mich rädern laſſen in dieſen alten weſtfäliſchen Haiden, auf jeder der vierzig Stationen einen Kronthaler Trinkgeld bezahlen, damit ſie mit Bequemlichkeit ihre Sachen einpacken konnte. Und von dem Gisbert kein Wort. Und ſie hat doch den armen Menſchen — o, ſie hat kein Herz. Sie kann nur die Leute tyranniſiren. Der arme Steinau! Was er gewollt hat, darauf kam es nicht an. Sie wollte nach Hofgeismar, da mußte er mit. Und was will ſie in dem kleinen Bade? Sie habe eine Sehnſucht nach mir? Hätte Sie doch noch ein Gewiſſen? Alſo auch ein Herz?

Herz — Gewiſſen — ha, was iſt denn das eine, was das andere? Leſen wir den zweiten Brief.“

Er las den zweiten Brief.

Derſelbe lautete folgendermaßen:

„Lieber Onkel Florens! Wir gehen hier ernſten Stunden entgegen; wir ſtehen unmittelbar vor ihnen.“

Er unterbrach ſich in ſeinem Leſen.

Die Sonne war höher, der Tag war heller heraufgeſtiegen. In der Haide, die anfangs leer geweſen, ſah man ſchon einzelne Menſchen. Es waren geringe Bauersleute und Arbeiter aus den vereinzelt am Wege gelegenen kleinen Häuſern oder auch den Dörfern, die in weiterer Entfernung aus der Haide hervorblickten. Sie waren mit Hacken, mit Schaufeln, mit Körben und kleinen Handwagen da, zum Stechen und Hauen von Plaggen, die zum Dünger ihrer Gärtchen, zum Heizen, zu Anderem gebraucht werden ſollten. Männer und Frauen und Kinder waren da; die Frauen hatten die Säuglinge mitgebracht, in den Armen, in den Körben, den kleinen Handwagen. Die erſten, die man an dem kaum erwachten Morgen ſo ſah, waren noch auf dem Wege zu der Arbeit. Eine Strecke weiter waren ſie ſchon am Arbeiten.

Sie hatten die Arbeit aufgegeben; die Männer lagen lang auf der Erde, neben ihnen die Knaben; sie hatten das Geſicht feſt auf den Boden gedrückt; ſo lagen ſie regungslos. Die Frauen ſtanden dabei; ſie blickten unverwandt nach den Männern.

Das ſah der Domherr, als er angefangen hatte den zweiten Brief zu leſen. Er wurde aufmerkſam, es kam ihm ſo ſonderbar vor; er unterbrach ſich im Leſen.

„Was haben die Menſchen, Schwager?" fragte er den Poſtillon.

„Ich weiß es auch nicht, Euer Gnaden."

„Es ſcheint, als wenn ſie nach etwas horchten."

„Es iſt möglich; auf der Haide hört man weit."

„Frage ſie, Schwager."

Der Poſtillon hielt bei der nächſten Gruppe an.

Drei Männer lagen auf der Erde, zwei Knaben neben ihnen; zwei Frauen ſtanden dabei, kleine Kinder auf dem Arm. In den Geſichtern der Frauen las man das bleiche Entſetzen.

„Was gibt's da, Ihr Leute?" fragte der Poſtillon.

„Es wird geſchoſſen", antwortete eine der Frauen.

„In der Erde?"

„Nein, weit da hinten."

Sie zeigten zurück nach Weſten.

Weit da hinten! Und ſie waren doch ſo blaß, ſo voll Entſetzen!

Auch der Domherr wurde blaß.

Er riß die Wagenthür auf und ſprang aus dem Wagen.

„Wo hört man es?“ fragte er eine der Frauen.

„Hier überall“, antwortete einer der Männer. „Legen Sie ſich nur in das Haidekraut.“

„Man fühlt es unter den Füßen“, ſagten die Frauen. „Die Erde zittert, wo man ſteht.“

Es war wohl ihr eigenes Zittern.

Der Domherr legte ſich auf die Erde und drückte das Ohr tief in das Haidekraut.

Zuerſt vernahm er nur ein fernes, unbeſtimmtes Geräuſch; es war wie ein dumpfes Gemurmel, tief unten im Grunde der Erde; es ſchien immer höher und näher heraufzukommen. Als aber dann ſein Ohr ſich mehr daran gewöhnt hatte, war es ihm, als wenn er da unten das Toben eines fernen ſchweren Gewitters hörte. Zuletzt unterſchied er ganz deutlich. Es war nicht da unten, es waren nicht die entfeſſelten Elemente der Natur, die die alte Erde in ihrem Grunde aufwühlen und auseinander reißen wollten. Es war ein wilder Kampf,

rollte fort in dem Schooße der dröhnenden Erde, rollte weiter durch die Hügel und Ebenen des wallonischen, durch die fruchtbaren Fluren des jülicher Landes, unter dem breiten Bette des alten Rhein hinweg, rollte weiter und weiter in dem losen, lockern Boden der stillen westfälischen Haiden.

Es war der Beginn des furchtbaren Kampfes, jener wilden, blutigen, mörderischen Schlachten, die vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Juni des Jahres 1815 von Charleroi bis nach Belle-Alliance zwischen den Franzosen auf der einen, den Deutschen und Engländern auf der andern Seite gekämpft wurden und in denen an hunderttausend Menschen todt oder verwundet die blutige Erde bedeckten.

Am fünfzehnten früh mit Anbruch des Tages war Napoleon plötzlich bei Charleroi gegen die preußische Vorhut losgebrochen; der erste Kampf begann. Das war der Donner der Kanonen, den man in einer Entfernung von mehr als fünfundzwanzig Meilen, unter der dröhnenden Erde fortrollend, in den westfälischen Haiden hörte. Der Kampf war an jenem ersten Tage kein entscheidender. Die Preußen wurden von der Napoleonischen Uebermacht bis Fleurus zurückgedrängt, allein der Plan des Kaisers, über Fleurus hinaus vorzudringen und so die Vereinigung der Preußen und Engländer zu verhindern, um sofort auf das Blücher'sche Corps allein

ſich werfen zu können, ſcheiterte an dem tapfern Widerſtande jener preußiſchen Vorhut unter Ziethen. Die Nacht gebot Waffenruhe.

Der folgende Tag, der ſechzehnte Juni, war um ſo blutiger und unglücklicher für die Preußen; es war der Tag der Schlacht von Ligny; er koſtete ihnen gegen zwanzigtauſend Menſchen.

Am ſiebzehnten war kein Kampf.

Am achtzehnten wurde die entſcheidende Schlacht bei Waterloo oder Belle-Alliance geſchlagen; ſie vernichtete das franzöſiſche Heer und das Glück des erſten Napoleon.

Der Domherr war bleich geworden wie die Frauen, die neben ihm ſtanden.

„Mord! Brudermord!“ rief er. „Und wofür, wofür?“

Er ſprang auf, in den Wagen zurück.

„Fort!“ rief er dem Poſtillon zu.

Dann ſaß er lange ſtill in dem Wagen, der über die Haide wieder dahinrollte.

Sie kamen noch oft in der Haide an Menſchen vorbei, die an der Erde lagen und bleich und entſetzt dem fernen Donner der Kanonen horchten. Bis Münſter hin hatte man ihn an jenem Tage gehört, hörte man ihn am folgenden Tage und dann wieder am Tage der Schlacht von Belle-Alliance.

Nach langer Zeit nahm der Domherr den Brief

wieder hervor, den er zu leſen angefangen hatte. Er las ihn von neuem.

„Lieber Onkel Florens! Wir gehen hier ernſten Stunden entgegen; wir ſtehen unmittelbar vor ihnen. Für viele Tauſende von uns werden, müſſen ſie die letzten ſein; ein jeder von uns muß gefaßt darauf ſein, daß er zu dieſen Tauſenden gehört. Auch ich bin es. Daß ich es mit der vollen Ruhe des Mannes bin, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Mit dieſer Ruhe habe ich denn auch an die Beſtellung meines Hauſes gedacht. Ich hatte nur eins zu ordnen, Gisbertinens Zukunft. Dafür habe ich geſtern mein Teſtament gemacht. Ich habe es doppelt niedergeſchrieben. Das eine Exemplar hat, wie das Geſetz es vorſchreibt, der Auditeur zu ſeinen gerichtlichen Akten genommen; das andere ſchicke ich Dir hierbei, um der Sicherheit willen. Die Auditoriatsverhandlungen könnten verloren gehen. Ich lege es offen in dieſen Brief; Du kannſt es leſen. Nach meinem Tode Tode übergib es Gisbertinen. Bleibe ich am Leben braucht ſie den Inhalt nicht zu erfahren.

Ich habe zugleich eine zweite Bitte an Dich. Sie betrifft die Frau eines lieben Kameraden, des Hauptmanns Mahlberg. Sie iſt ihm verloren gegangen; mehr kann ich Dir nicht darüber ſagen, denn mehr weiß ich eigentlich ſelbſt nicht. Sie muß nur, nach Allem, in

Noth und ſehr unglücklich ſein, wahrſcheinlich mit einem Kinde. Meine Bitte iſt nun, ſie aufzuſuchen und, wenn Du ſie gefunden haſt, Dich ihrer anzunehmen, ſie an einem guten Orte unterzubringen und für ſie und ihr Kind zu ſorgen. Ihren Aufenthaltsort kenne ich nicht. Du erfährſt ihn entweder bei ihrer Mutter, einer verwittweten Kriegsräthin Fahrner in Weſel, oder, wenn auch ſie ihn nicht kennt, bei dem Poſtmeiſter Feldmann in Warendorf, dem bekannten Städtchen im Münſterlande. Deinem braven Herzen, lieber Onkel, darf ich in Beziehung auf die arme Frau alles Weitere überlaſſen, brauche auch wohl kaum zu bemerken, daß Eile noth thun möchte.

Und nun, mein lieber, theurer Onkel Florens, nimm mein Lebewohl ſo freundlich und herzlich auf, als wenn es mein letztes wäre, und ſo auch meinen Dank für alle Deine viele Liebe, die Du mir von meinen früheſten Kinderjahren an bewieſen haſt, und dabei die Bitte, das viele Herzeleid, mit dem ich Dir leider ſo oft vergolten habe, mir zu verzeihen.

An Gisbertine noch meine Grüße. Sage ihr — aber lebe wohl. Mein letzter Gedanke werdet Ihr beiden ſein, Du und ſie. Dein Gisbert."

Als er zu den Schlußworten kam, zitterte ihm die Stimme; aus ſeinen Augen fielen Thränen auf das Papier.

„Der arme Junge! Er hatte die Todesahnung. Und die trügt niemals im Felde, unmittelbar vor einer Schlacht. Es iſt eine alte Geſchichte. Vorgeſtern ſchrieb er, heute kämpfen ſie. Vielleicht iſt er ſchon in dieſem Augenblick unter den Todten! Er hätte es freilich hinter ſich; er hätte ausgelitten, auch mit dem braven Herzen. Auch mit dem wilden, trotzigen Herzen! O, o, es wäre ihm beſſer, als wenn er noch lebend unter den Todten daläge, verlaſſen, verſtümmelt, mit den blutenden Wunden, allein mit der Verzweiflung des Schmerzes, des doppelten Schmerzes, des dreifachen, der Wunden der Verlaſſenheit, des zerriſſenen Herzens. Armer, armer Junge! Und ſie, die ihn in den Tod jagte! Und —“

Aus dem Couvert, in dem der Brief lag, hatte er mit dieſem zugleich ein zweites Papier hervorgezogen.

Er nahm es in die Hand, beſah es lange.

„Sein Teſtament! Ob ich es leſe? Er wünſchte es. Und warum ſollte ich nicht?“

Er öffnete es — das Teſtament — er las es, las es langſam, ſtill für ſich. Thränen traten ihm nicht wieder in die Augen, aber er ſah ſo beſonders gerührt, faſt feierlich aus.

Er steckte Testament und Briefe wieder in ihre Couverts und brachte Alles in die Brusttasche zurück, aus der er es genommen hatte.

Er kam in Münster an, der Hauptstadt der preußischen Provinz Westfalen, dem Sitze der obersten Civil- und Militärbehörden der Provinz. Er mußte lange in den langen Straßen der Stadt fahren, bis er an der Post auf dem Domhofe ankam. In allen Straßen sah er nur bleiche, ängstliche Gesichter. Die Post war von Hunderten von Menschen belagert.

Auch in den Haiden in der Nähe von Münster hatten Landleute schon am frühen Morgen die ferne Kanonade gehört. Die Nachricht war in die Stadt gebracht.

Wie in ganz Preußen, so war auch in Westfalen und besonders in Münster Alles, was die Waffen tragen konnte, im Frühjahre des Jahres 1815 mit der vollen Begeisterung der Jahre 1813 und 1814 zum zweiten Male in das Feld gezogen; das dreizehnte Landwehrregiment, das des Münsterlandes, gehörte zu den vollzähligsten der Armee. In der Stadt Münster war vielleicht keine Familie, die nicht einen Angehörigen in seinen Reihen hatte. Da war jene Nachricht in die Stadt gekommen; da sah man in den Straßen nur angstvolle Gesichter; da waren jene Hunderte zur Post geströmt. Telegraphen gab es d in Deutschland noch nicht.

Nur Posten oder Reisende, die vom Rhein, oder Kuriere, die vielleicht unmittelbar vom Schlachtfelde kamen, konnten Näheres über eine wirkliche Schlacht bringen; sie mußten alle zunächst bei der Post anlangen. Sie konnten freilich nicht fliegen wie jene Töne unter der Erde, aber Angst und Sorge fragen nicht nach dem Können, auch die brennende Neugierde nicht.

„Woher, Schwager?" wurde dem Postillon zugerufen.

„Der Herr kommt vom Rhein", antwortete der Postillon. „Er muß es eilig haben, denn er hat auf jeder Station einen Kronthaler Extratrinkgeld gegeben, damit die Meile in einer halben Stunde gefahren werde."

„Ein Kurier, der nach Berlin geht!" hieß es. „Unmittelbar vom Schlachtfelde!"

Der Wagen des Domherrn wurde umdrängt.

„Ist die Schlacht gewonnen? Haben wir gesiegt? Hat man keine Nachricht von dem dreizehnten Landwehrregiment?"

„Ob er von meinem Sohn, meinem Joseph etwas weiß?" fragte eine alte arme Frau ihre Nachbarin.

„Wenn ich wüßte, ob mein Mann lebt!" erwiderte die Nachbarin, eine junge Frau, aber auch arm, ein blasses Kind von einem Jahre in den Armen.

„Ich weiß von nichts, von gar nichts, Ihr guten Leute", rief der Domherr aus dem Wagen heraus.

Er rief es nicht zornig, nicht ärgerlich.

„Arme Leute!“ ſagte er. „Da ſtehen ſie in der eigenen Noth und in der Angſt um die fremde Noth, und die fremde Noth iſt wieder ihre eigene! Und wofür das Alles? Die Narren, die verblendeten Narren! Was geht denn ſie das Bourbonenthum, das Königthum an? — Schnell die Pferde, Johann!“ rief er ſeinem alten Diener zu und legte ſich in die Ecke des Wagens zurück, um nichts mehr zu ſehen und nichts mehr zu hören, keine Angſt, keine Noth, keine Narrheit.

Die Pferde kamen. Es ging weiter. Er blieb in ſeiner Ecke liegen.

Nach einer Stunde mußte er doch wieder ſehen.

Er kam auf der nächſten Station hinter Münſter an, Telgte, einem kleinen Städtchen. Die Nachricht von der Kanonade, die man ſeit dem frühen Morgen in den Haiden höre und die eine ſchwere Schlacht verkünde, war auch in dem Städtchen angelangt, von Münſter her. Telgte hat ein berühmtes wunderthätiges Marienbild, zu dem jährlich aus dem ganzen Norden Deutſchlands und weiter aus Belgien und Frankreich viele Tauſende von Wallfahrern ziehen. Als die Nachricht von der Schlacht durch den kleinen Ort ſich verbreitet hatte, war in kurzer Zeit, ohne Aufruf oder Beſprechung, die halbe Bewohnerſchaft beiſammen, Frauen und Männer, Greiſe und Kin-

der, und ſie zogen in langer, feierlicher Proceſſion zu der Kirche und dem wunderthätigen Muttergottesbilde, für ihre Lieben zu beten, die da weit hinten kämpften und bluteten und ſtarben.

Der Domherr ſah den ſtillen, traurigen Zug, als er über den Markt des Städtchens fuhr.

„Die armen Leute!“ ſagte er. „Und ſo geht der Schrecken, die Angſt, die Trauer durch das ganze deutſche Vaterland, heute, morgen und wohl noch viele Tage, und Wochen und Monate und Jahre werden hinterher kommen, wohl mit andern Schrecken und mit anderer Noth, aber entſpringend aus der Verblendung dieſer Zeit, die ſie wieder eine Begeiſterung nennen.“

Er kam in Warendorf an.

Dort wußte man noch von nichts. Von Münſter her war noch keine Kunde gekommen, und die kleine Landſtadt liegt zwar wohl ebenfalls mitten in der Haide, aber bis hierher hatte der Donner der Geſchütze in der Erde ſich nicht fortgepflanzt, oder man hatte ihn nicht vernommen.

Der Domherr hatte hier einen Auftrag zu beſorgen.

Er verließ den Wagen und ging in das Poſtgut.

„Herr Poſtmeiſter Feldmann?“ ſagte er.

„Ich bin es“, ſtellte ſich ihm ein alter derber Weſtfale vor.

„Ich wünſche ein paar Worte mit Ihnen allein zu ſprechen.“

Der Poſtmeiſter führte ihn in ein beſonderes Zimmer.

„Was ſteht dem Herrn zu Dienſten?“

„Kennen Sie eine Madame Mahlberg?“

Auch der Poſtmeiſter ſah ihn mißtrauiſch an.

Der Domherr gewahrte es.

„Sehe ich aus wie ein Spitzbube?“ fragte er auch hier.

„Wenigſtens wie ein Mann, den ich nicht kenne“, antwortete der derbe alte Weſtfale.

„Sie wiſſen alſo etwas von der Frau?“

„Ich weiß aber nicht, ob für den Herrn.“

„Zum Kukuk —“

Ein Schreiber trat in das Zimmer, dem Poſtmeiſter ein Papier zum Unterſchreiben vorzulegen.

Es war der Extrapoſtzettel für den Domherrn.

Der Poſtmeiſter war überraſcht, als er einen Blick hineingeworfen hatte.

„Sie ſind der Herr Domherr von Aſchen?“

„Ja.“

„Warum ſagten Euer Gnaden das nicht gleich? Der Domherr von Aſchen iſt kein Spitzbube.“

„Das weiß ich auch.“

„Aber jedes Kind in Westfalen kennt ihn als einen braven, mildthätigen Herrn, der immer ein offenes Ohr und eine offene Hand für Noth und Elend hat und der nur —“

„Hm, Herr, auch Complimente brauchen Sie mir nicht zu machen. Wo ist die Frau, nach der ich fragte?“

„Sie ist hier.“

„Lassen Sie mich zu ihr führen.“

„Ich werde Euer Gnaden selbst führen.“

„Kommen Sie.“

Der Domherr hatte eilig; der Postmeister war bereit. Sie gingen. Sie mußten aus der Hauptstraße, an der die Post lag, durch manche kleine und winklige Gasse gehen.

„Wie lebt die Frau hier?“ fragte der Domherr unterwegs.

„Kümmerlich. Sie bewohnt ein kleines Stübchen bei einer armen Frau. Ich glaube, sie hätte manchmal nicht satt zu essen, wenn — ja wenn meine Tochter ihr nicht etwas brächte.“

„Seit wann ist sie hier?“

„Es können bald anderthalb Jahre sein. Es war gegen Ende des vorletzten Winters. Sie kam krank, durchfroren, mit wenigen Sachen hier an auf der Post. Sie konnte nicht weiter. Die Post ist hier zugleich ein

Gaſthof, wie Sie geſehen haben werden. Sie bat um ein Zimmer. Am andern Tage lag ſie in heftigem Fieber. Sie ließ mich zu ſich bitten. Ich fand ſie in der Fieberhitze in Thränen. Sie theilte mir ihre Noth mit, daß ſie nicht weiter könne und ohne Geld ſei. Sie habe großes Unglück gehabt, ſei jetzt auf der Reiſe nach Köln, wo ſie in einem Modegeſchäft ein Unterkommen zu finden hoffe. Nun halte die Krankheit ſie hier feſt. Ich möge ſie nicht aus dem Hauſe werfen, bat ſie. Ich beruhigte ſie und behielt ſie. Sie war lange krank; es dauerte Monate, bis ſie genas. Ich glaube, ihre Krankheit ſteckte ihr mehr im Gemüth als im Körper. Als ſie geneſen war, zeigte ſich etwas Anderes. Sie ſah ihrer Entbindung entgegen. Dazu war ſie noch ſchwach und hinfällig von der langen Krankheit. In Köln war ſie fremd; ſie hatte ſich erſt ein Unterkommen dort ſuchen wollen. In ihrem Zuſtande konnte ſie ſchwerlich eins finden, und fand ſie eins, ſo mußte es ihr nach ſechs Wochen wieder verloren gehen. So konnte ſie nicht weiter. Ich brachte ſie unter, hinten in der Stadt, bei einer armen Frau, die aber brav iſt, in einem kleinen Hauſe, in dem ſie jedoch ein geſundes Stübchen hat und hinter dem ein freundliches Gärtchen an der Ems liegt. Sie wollte hier Putzarbeit machen. Meine Tochter wies ihr auch Manches zu. Aber da kam ihre Entbindung,

da wurde das Kind krank, sie selbst wieder; Warendor ist eine kleine Landstadt; unsere Frauen machen sich ihren Putz selber; die Franzosen hatten uns schon vorher arm gemacht; die Kriege kosteten und kosten noch mehr Geld. Es geht der armen Frau kümmerlich."

„Hat sich niemals Jemand nach ihr erkundigt?" fragte der Domherr.

„Ich wüßte nicht."

Sie waren an einem kleinen Hause hinten in der Stadt angekommen.

„Hier", sagte der Postmeister.

Er wollte den Domherrn in das Haus hinein begleiten.

„Ich danke Ihnen", sagte der Domherr. „Ich kann nun den Weg allein finden."

Er war gerade aus; das war aber dem Postmeister wohl zu gerade, und der alte Westfale pflegte auch nicht leise aufzutreten.

„Euer Gnaden", sagte er, „Sie unterbrachen mich vorhin. Ich sagte Ihnen, daß jedes Kind Sie als den bravsten, mildthätigsten Herrn kennt; Sie sind aber auch als ein — nun ja, als ein eigener Kauz bekannt."

Der Domherr lachte.

„Bis nachher, alter Landsmann! Lassen Sie schon jetzt gleich die Pferde für mich einspannen! Ich bin zehn Minuten nach Ihnen wieder da."

Dann ging er in das Haus.

„Noch eins“, ſagte der Poſtmeiſter. „Den Namen Mahlberg kenne nur ich hier. Bei den Leuten heißt ſie Frau Mahler.“

Im Hauſe traf der Domherr eine alte Frau.

„Iſt die Frau Mahler zu Hauſe?“ fragte er ſie.

„Hinten im Gärtchen.“

Die Frau öffnete die Thür zu dem Gärtchen.

Der Domherr trat hinein.

Es war ein freundlicher kleiner grüner Platz, mit einem Blumenbeet, mit ein paar Gemüſebeeten, mit Johannisbeerſträuchen, mit einer Laube zwiſchen gelben Weiden, unter denen mit leiſem Rauſchen die Ems dahinfloß.

In der Laube fand der Domherr eine junge Frau mit einem Kinde.

Die Frau war eine feine, zarte Geſtalt, ein blaſſes, leidendes Geſicht. Aber das blaſſe Geſicht war faſt wunderbar ſchön, ſo regelmäßig, ſo ausdrucksvoll, übergoſſen von dem Weh eines großen Unglücks, vielleicht einer ſchweren Schuld. Unglück und Schuld heben ja die Schönheit, die ſo oft das eine und die andere verſchuldete.

Sie war mit einer Putzarbeit beſchäftigt oder wohl bis dahin beſchäftigt geweſen. Die Arbeit lag in ihrem

Schooße; ihre Hände ruhten. Ihre Augen waren trübe und nachdenklich auf das Kind gerichtet, das neben ihr in dem Sande der Laube auf einem Kiſſen ſchlief.

Es war ein hübſches Kind von etwa einem Jahre, vielleicht einen oder zwei Monate älter.

Sie ſah den Domherrn erſt, als er ſchon im Eingange der Laube ſtand.

Sie erſchrak und wollte aufſpringen.

„Madame, bleiben Sie ſitzen", ſagte er.

Er legte ihr die Hand auf die Schulter.

Sie blieb ſitzen.

„Sie erlauben!" ſagte er dann kurz.

Er ſetzte ſich neben ſie.

Sie ſah ihn fragend, forſchend an. Sein raſches, ungenirtes Weſen hatte ihren erſten Schreck verdrängt. Die klare Gutmüthigkeit in ſeinem Geſicht ließ ſie nicht wieder aufkommen. Nur zweifelhaft und mißtrauiſch mußte ſie den jedenfalls ſonderbaren und ſonderbar ſich ihr vorſtellenden oder aufdringenden Fremden anſehen.

Den Domherrn kümmerte das wenig, wie es ſchien. Mit Mißtrauen aufgenommen zu werden, begegnete ihm ſeit geſtern nicht zum erſten Male. Doch wollte er wohl ſobald wie möglich das Vertrauen der armen, unglücklichen Frau gewinnen.

Digitized by Google

„Madame", ſagte er, „der Poſtmeiſter Feldmann hat mich zu Ihnen geführt, bis an das Haus hier."

Sie ſah ihn um ſo fragender an.

Er hatte indeß nur Fragen an ſie.

„Sie heißen Agathe Fahrner, Madame?"

„Ja, mein Herr", antwortete die Frau zögernd.

„Sie wohnen ſeit etwa fünfviertel Jahren in dieſem Städtchen?"

„Es wird etwa ſo lange ſein."

„Sie kamen damals direct von Minden hierher?"

Sie beſann ſich, ehe ſie antwortete.

„Ja", ſagte ſie dann. „Ich erkrankte hier. Darauf blieb ich ganz hier."

„Ich weiß es. Ihren hieſigen Aufenthalt kennt von den Ihrigen Niemand?"

„Niemand."

„Sonderbar!" Der Domherr mußte ſeine Unterredung mit der Frau unterbrechen.

Er dachte wohl darüber nach, wie ſein Neffe Gisbert erfahren habe, daß die Frau hier oder doch hier zu ermitteln ſei.

Er fuhr fort:

„Madame, ich habe nicht viel Zeit. Laſſen Sie mich

Die Frau hatte keine Antwort, ſie ſah ihn nur ängſtlich fragend, faſt wieder erſchrocken an.

„Bringen Sie Nachrichten von ihm?“ fragte ſie.

„Sind Sie ſeine Frau, Madame?“

„Ja, mein Herr.“

„Ich habe keine Nachricht von ihm. Ich komme auch, ſoviel ich weiß, nicht in ſeinem Auftrage zu Ihnen, weder in directem noch indirectem. Aber — kennen Sie den Namen von Aſchen, Madame?“

„Nein, mein Herr.“

„Hm“, ſagte der Domherr für ſich, „jedes Kind kennt ihn alſo nicht, wie der Herr Feldmann meinte.“

Zu der Frau fuhr er fort:

„Ich bin der Domherr von Aſchen, Madame. Der Poſtmeiſter Feldmann hier wird für mich bei Ihnen einſtehen. Zu Ihnen ſchickt mich ein Verwandter von mir, den Sie nicht kennen, da Sie nicht einmal unſere Namen kannten. Er ſteht bei der preußiſchen Armee vor Charleroi. Er ſchreibt von dort an mich —“

Die Frau zuckte zuſammen.

„Er ſchreibt Ihnen von meinem Mann, mein Herr?“

„Kein Wort, Madame. Er ſchreibt mir nur von Ihnen und daß Sie die Gattin eines Kameraden von ihm ſeien, eines Hauptmanns Mahlberg. Von dieſem weiter kein Wort. Von Ihnen aber, damit ich ſofort

zur Sache komme, ſetzt er hinzu, daß Sie unglücklich ſeien und daß ich Sie aufſuchen und mich Ihrer annehmen und für Sie und Ihr Kind ſorgen ſolle.“

Die Frau hatte das blaſſe Geſicht mit den magern Händen bedeckt, während er ſprach. Auf einmal fuhr ſie auf.

„Auch von meinem Kinde ſchreibt er?“

„Wie ich Ihnen ſage, Madame.“

Sie kämpfte heftig mit ſich.

Dann fragte ſie ihn, wobei ſie ihn faſt finſter mit den großen dunklen Augen anſah, aus denen ſo viel Unglück und in dieſem Augenblicke zugleich ein tiefer Groll, wohl gegen ſie ſelbſt, hervorblickte:

„Mein Herr, hat Ihr Verwandter Ihnen noch mehr von mir geſchrieben?“

„Nichts, Madame“, ſagte der Domherr.

„Ich beſchwöre Sie, mein Herr!“

„Ich verſichere Ihnen, ich habe Ihnen Alles geſagt.“

„Und in welcher Abſicht ſind Sie hierher zu mir gekommen?“

„Mich Ihrer anzunehmen, Madame, wie mein Neffe mir ſchrieb. Sie leben hier nicht glücklich!“

„Ich bin mit meinem Looſe zufrieden.“

„In ſteter Sorge und Angſt vor dem morgenden Tage!“

„Der Himmel hat mir bis hierher geholfen —“

„Und wird Ihnen ferner helfen, wollen Sie ſagen. Ja, das wird er hoffentlich. Darum hat er mich ja wohl zu Ihnen geſchickt. Madame, Sie müſſen in eine andere, beſſere Lage, um Ihretwillen, um Ihres Kindes willen. Sie werden beide auf die Dauer hier zu Grunde gehen, trotz der braven Menſchen, die ſich hier Ihrer angenommen haben. Ich ſehe das an Allem. Ich habe ein beſſeres Unterkommen für Sie. Ich bringe Sie zu einer Freundin, zu dem bravſten, edelſten Herzen von der Welt. Bei ihr werden Sie geſunden. An ihrem Herzen auch, das — der alte Poſtmeiſter hatte Recht — doch wohl der kränkſte Theil an Ihnen, der eigentliche Sitz Ihrer Krankheit iſt. Schlagen Sie ein, Madame, folgen Sie mir."

Die Frau ſaß in Thränen da. Sie hatte keine Antwort, keinen Entſchluß.

„Meine Zeit iſt kurz gemeſſen, Madame", ſagte der Domherr. „Entſchließen Sie ſich, oder beſſer, überlaſſen Sie es mir, Ihren Entſchluß zu beſtimmen. Sie können hier nicht bleiben. Sie ſind hier andern Leuten zur Laſt und folglich ſich ſelber. Darum müſſen Sie hier zu Grunde gehen, wie ich ſagte. Wohin ich Sie führe, da beläſtigen Sie keinen Menſchen, nicht mich, nicht einen Andern. Sie werden da wieder aufleben. Summa,

Die Frau erſchrak doch.

„Jetzt gleich?“

„Jetzt gleich. Die Pferde warten auf uns.“

Die Frau hatte ſich geſammelt, entſchloſſen.

Alles, was der Domherr ihr geſagt hatte, war wahr, richtig. Dem alten Herrn ſah man in jedem ſeiner edlen Züge, hörte man in jedem ſeiner Worte die Bravheit und Aufrichtigkeit an. Der Poſtmeiſter Feldmann, ihr Wohlthäter, hatte ihn ſelbſt zu ihr geführt, ſollte für ihn einſtehen. Er kam und ſprach endlich zu ihr im Namen eines Mannes, der der Kamerad, alſo auch der Freund ihres Gatten war.

„Zwei Bedingungen noch, mein Herr“, ſagte ſie.

„Sprechen Sie ſie aus, Madame.“

„Niemand, auch Ihr Herr Neffe nicht, er am allerwenigſten, darf erfahren, wohin Sie mich bringen.“

„Zugeſtanden, Madame.“

„Sodann, mein Herr, müſſen Sie vorher wiſſen, wer die iſt, deren Sie ſich annehmen. Ich muß Ihnen erzählen —“

„Madame“, unterbrach ſie der Domherr, „kein Wort ſollen Sie mir erzählen, wenigſtens hier nicht. Ich habe wahrhaftig keine Zeit. Ich muß um ein Uhr heute Mittag in Paderborn ſein, wenn meine Nichte Gisbertine mir nicht die Augen — hm, und wir haben ſchon zehn Uhr und noch über acht Meilen zu fahren.“

„Aber ich bin eine Verbrecherin, mein Herr!“ rief die Frau.

Er ſah ſie an, er blickte ihr tief in die Augen; er ſah das Unglück, die Schuld darin.

„Madame“, ſagte er, und der Ton ſeiner Stimme war auf einmal ein anderer, ein tief ernſter, faſt ein ſtrenger und doch ein ſo milder und wohlwollender, „Madame, der Verbrecher bedarf der Sühnung, der Ausſöhnung mit ſich, mit Gott, mit der Welt. Dazu wieder bedarf er großer kräftiger Erhebung. Sie, Madame, hat das, was Sie gethan, verbrochen haben, tief niedergedrückt, ich ſehe es Ihnen an. Sie können nur durch fremde Hülfe wieder aufgerichtet werden. Das Herz, dem ich Sie zuführe, wird Sie aufrichten. Ihm vertrauen Sie ſich an. Meine vortreffliche Karoline wird dann ſchon wiſſen, ob und was ich weiter von Ihnen erfahren muß oder nicht. Und nun kommen Sie.“

Er ſtand auf.

Sie erhob ſich mit ihm. Sie war mit ſich einig. Sie mußte nur noch weinen, jetzt ſo recht bitterlich.

Er nahm ihre Hand; er drückte ſie herzlich.

Sie wollte die ſeinige küſſen.

„Nein, nein, Madame“, wehrte er ab. „Nehmen Sie Ihr Kind. Packen wir Ihre Sachen ein.“

Sie nahm ihr Kind. Sie gingen in ihr Stüb-

chen. Sie packte ihre Sachen ein. Es war ſo Weniges.

Der Domherr befahl unterdeß der Wirthin einen Träger für den Koffer zu beſorgen und hatte dann noch Anderes mit der Frau zu verhandeln.

„Iſt Euch die Madame noch Miethe oder ſonſt etwas ſchuldig?“

„Nur die Miethe für den letzten Monat. Sie war immer ſo ordentlich und ſo fleißig.“

„Aber ſie war oft krank, Frau.“

„Dann arbeitete ſie doch, im Bette, wenn ſie auch die Finger kaum halten konnte. Es that einem im Herzen weh, wenn man es ſah, wie ſie ſich quälte. Ich nahm ihr manchmal die Arbeit weg. Sie hätte ſich ja ſo nicht anzuſtrengen gebraucht; der Herr Feldmann hatte für Alles gut geſorgt. Aber ſie wollte keinem Menſchen etwas ſchuldig ſein.“

„So, ſo“, ſagte der Domherr. „Hier, Frau, habt Ihr Eure Miethe.“

„Aber, Herr, das iſt ja mehr als das Zehnfache von dem, was die Madame mir ſchuldig iſt.“

„Behaltet es zum Andenken an ſie.“

„O, vergeſſen werde ich ſie in meinem Leben nicht. Sie war ſo gut und ſo unglücklich und immer mit Allem zufrieden, wenn es auch noch ſo ſchlecht war.“

Die Sachen waren gepackt, der Träger war da. Die junge Frau nahm ihr Kind auf den Arm, von ihrer Wirthin und ihrem Stübchen einen weinenden Abſchied. Sie hatte ihre Thränen verbergen wollen vor dem Domherrn oder vor den Leuten auf der Straße, in die ſie treten mußte.

„Weinen Sie ſich aus, Madame", ſagte der Domherr zu ihr. „Sie waren hier unglücklich, da wird Ihnen der Abſchied ſchwer. Sie hatten in jedem ſtillen Winkel, in jedem ungewiſſen Schatten Ihres Stübchens einen ſtummen, aber mitleidigen Zeugen Ihres Unglücks. Sie ſollen ſie alle jetzt verlaſſen, da wird das Herz zu eng und die Augen fließen über."

Sie vermochte ſich doch zu faſſen, die Thränen zu trocknen.

Mit dem Kinde auf dem Arm verließ ſie an der Seite des Domherrn das kleine, ärmliche, einſame Haus.

In der engen, entlegenen Gaſſe waren keine Menſchen; auch die andern Straßen des nicht ſehr lebhaften Landſtädtchens waren leer. Aber vor der Poſt waren viele Menſchen verſammelt, beinahe wie in Münſter; ſie ſtanden auch ebenſo ängſtlich harrend wie dort.

„Der vermaledeite Poſtillon hat geplaudert", ſagte der Domherr.

Es war ſo. Der Mann hatte von der ſchrecklichen

Kanonade erzählt, die man über dreißig Meilen weit, noch bei Münſter, in der Erde gehört habe, von dem Schrecken, der überall die Leute ergriffen, von der Proceſſion zu der Mutter Gottes, die ſie ſofort in Telgte veranſtaltet hätten.

Der bleiche Schrecken ergriff auch die Leute in Warendorf in jedem Hauſe, in das die Kunde drang, und ſie flog wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Auch hier war ja kein Haus, das nicht einen Angehörigen bei der Landwehr dahinten auf dem Kriegsſchauplatze hatte.

Von der Poſt war die Nachricht ausgegangen; auf der Poſt war der Reiſende, mit dem ſie gekommen war; er war vom Rhein, vielleicht noch weiter her; er mußte noch mehr wiſſen. So war Alles dahin geeilt.

Im Innern des Poſthauſes ſtanden um den Poſtmeiſter die Honoratioren des Städtchens; alle Fenſter waren beſetzt; ſie warteten auf die Rückkehr des Domherrn.

„Da iſt er", hörte der Domherr ſie rufen.

Da mußte er doch fluchen, trotz des geiſtlichen Domherrnkreuzes.

„Alle Teufel, was nun?"

Aber er wußte es.

Die Pferde waren angeſpannt, wie er es dem Poſtmeiſter aufgetragen hatte. Der alte Diener Johann ſtand am Wagen.

„In den Wagen, Madame", ſagte der Domherr. „Du, Johann, gehe in das Haus, bezahle und bringe mir eine Flaſche Wein und ein Stück Brod mit. Ich habe den ganzen Morgen noch nichts genoſſen. Hier haſt Du meine Börſe."

Johann ging mit der Börſe.

Der Domherr hob die Frau mit dem Kinde in den Wagen, ſtieg ſelbſt ein, ſchlug Thüren und Fenſter zu.

„Die armen Leute!" mußte er doch wieder ſagen.

Die Frau an ſeiner Seite hörte es; ſie hatte die ängſtlichen Geſichter auf der Straße geſehen. Es drängte ſie, ihren Begleiter zu fragen, was es ſei; ſie hatte nicht den Muth dazu.

Aber der Domherr entging doch dem nicht, dem er ſich hatte entziehen wollen.

Der Poſtmeiſter erſchien am Wagen, gefolgt von allen Herren, die an den Fenſtern geſtanden hatten.

„Euer Gnaden kommen von Düſſeldorf?"

„Hat es Ihnen der Extrapoſtzettel nicht geſagt?"

„Sie kommen aber noch weiter, vom Kriegsſchauplatze her."

„Herr, meinen Sie, ich ſei davongelaufen bis hierher?"

„Aber Sie haben gewiß Nachrichten von der Schlacht."

„Ich weiß von keiner Schlacht."

„Aber der Herr Domherr haben ſie ja ſelbſt gehört“, ſagte einer der Herren. „Jenſeits Münſter. Die Poſtillone haben es erzählt.“

„Die Poſtillone ſind Narren, Windbeutel.“

„Treten Sie zurück, meine Herren“, ſagte der Poſtmeiſter zu den andern Herren.

Sie traten zurück.

„Euer Gnaden“, ſagte er dann zu dem Domherrn, „Sie ſehen hier, wie die ganze Stadt in Angſt iſt um alle die Ihrigen, die mit in den Krieg gezogen ſind. Wiſſen Sie wirklich nichts?“

„Ich weiß wirklich nichts, braver Poſtmeiſter, als daß dieſer Krieg eine große Narrheit iſt.“

„Ein großes Unglück, Euer Gnaden.“

„Narrheit iſt Unglück. Sie ſehen das jetzt noch nicht ein; Sie werden es ſpäter ſchon erfahren, und dabei oder dadurch, daß Undank der Lohn der Welt iſt. Dies aber mit Ausnahmen, lieber Poſtmeiſter. Von der Schlacht werden Sie ſchon früh genug die traurige Nachricht erhalten. Geben Sie dieſer armen Frau Ihre Hand, die Ihnen ihren Dank und ihren Abſchied ſagen will. Nehmen Sie auch meinen Dank. Sie ſind ein braver Mann, wenn Sie auch ein grober Poſtmeiſter ſein können.“

Er gab dem braven Mann die Hand.

Die arme Frau wollte dann ihren Dank ſagen.

Aber der Poſtmeiſter rief:

„Nichts da, nichts da! War Chriſtenpflicht. Es wird nur meiner Thereſe leid thun, daß ſie nicht mehr Abſchied von Ihnen nehmen kann.“

„Grüßen Sie ſie tauſendmal auf das herzlichſte von mir“, ſagte die Frau.

Sie hatte wohl noch Vieles auf dem dankbaren Herzen.

Aber Johann war zurückgekommen.

„Fort!“ rief der Domherr. „Adieu, Poſtmeiſter.“

Der Wagen flog fort.

Als ſie außerhalb der Stadt waren, konnte doch die Frau ihre Frage nicht ferner unterdrücken.

„Sie wiſſen von einem Kampfe unſerer Truppen, Herr Domherr?“

„Ich kann wenigſtens nicht daran zweifeln.“

„Ihr Herr Neffe iſt bei der Armee?“

„In der Landwehr.“

„Er ſchrieb Ihnen vom Kampfplatze?“

„Von Charleroi, wie ich Ihnen ſagte, Madame, und, wie er meinte, nahe vor einer Schlacht.“

„Er hatte Ihnen auch von meinem Manne geſchrieben?“

„Weiter nichts?“

„Kein Wort weiter.“

Die Frau fragte nicht mehr. Aber der Domherr ſah, wie ſie mit einer ſchweren innern Angſt kämpfte.

„Was hat die mit ihrem Mann?“ fragte er ſich. „Sie nannte ſich eine Verbrecherin! Gegen ihn? Wird auch Gisbertine ſich eine Verbrecherin nennen?“

„Zum — zum Kukuk!“ rief er auf einmal beinahe laut. „Gisbertine! Ich treffe ſie in Paderborn! Dahin komme ich mit dieſer — hm, mit dieſer fremden Madame. Ich kann ſie nicht vor ihr verbergen! Ich muß mit ihnen beiden weiter reiſen. Die ſtolze, vornehme, freche Gisbertine, und dieſe verlaſſene Dido! Teufel, da habe ich einen verdammt leichtſinnigen Streich gemacht! In meinen alten Tagen noch! Das kommt von der vermaledeiten Gutmüthigkeit! Ich habe ſie oft verſchworen. Aber was der Menſch am meiſten verſchwört, in das fällt er am meiſten zurück. Was mache ich nun?“

Er rückte unruhig auf ſeinem Sitze hin und her; der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Die Frau mußte ihn anſehen, ob ihm etwas fehle.

„Es iſt ſo heiß hier“, ſagte er. „Das iſt ein ſchwüler Tag!“

Die Frau ſaß neben ihm. Der Wagen war breit.

Aber sie hatte ihr schlafendes Kind auf dem Schooß; so verengte sie wohl den Sitz. Sie wollte aufstehen, um sich mit dem Kinde auf den Rücksitz zu setzen.

„O", sagte er, „Ihnen ist es auch zu heiß mit dem Kinde! Geben Sie es mir."

Er wollte es ihr abnehmen.

„Nein, nein, Herr Domherr, ich wollte Ihnen hier mehr Platz schaffen."

„Nein, nein!" rief da auch er. „Bleiben Sie sitzen, liebe Frau. Wir haben Platz genug."

Die Frau mußte sitzen bleiben.

Er verhielt sich ruhig, aber sein leises Selbstgespräch mußte er fortsetzen.

„Die arme Frau wollte ich vor Gisbertinen verbergen, verleugnen? Weil sie so arm und einfach und Gisbertine die stolze und prächtige Dame ist? Ich werde stolz auf sie sein, mit ihr renommiren! Sie ist schön. Sie hat die Formen, den Anstand der besten Gesellschaft. Sie hat etwas Edles in ihrem Wesen. Der Adel des Unglücks tritt bei ihr hinzu. Freilich —"

Er wurde doch wieder unruhig; er hatte die Frau von der Seite angesehen.

„Verzweifelt pauvre sieht sie aus. Das Kleid von Kattun! Der Shawl alt, verschossen und wohl für den Herbst, aber nicht für einen heißen Junitag passend. Und

der Hut gar! Wenn war der doch Mode? höre ich Gisbertinchen ſchon fragen. Ob ich nicht vorher in Paderborn mit ihr zu einem Modenmagazin fahre? Aber zum Kukuk, könnte ich die arme Frau, ihre Armuth ſchwerer drücken, als wenn ich ihr ſo zeigte, daß ich mich ihrer ſchäme? Sie ſoll ſo mit, wie ſie iſt, und laß die Gisbertine es wagen, den Mund zu verziehen! Sie ſoll mich kennen lernen!"

Er ſagte es entſchloſſen.

Dann kam es doch wieder anders über ihn.

„Aber was ſage ich der Gisbertine, wer ſie ſei? Sie wird fragen. Sie kann ſo verzweifelt fragen, als wenn man ihr eine Antwort gar nicht verweigern könnte. Sage ich ihr die Wahrheit? Daß ich alſo eigentlich gar nichts wiſſe? Dann wird ſie das arme Geſchöpf bis auf das Blut ausfragen. Lügen darf ich auch nicht. Vermaledeite Situation! Ich war doch leichtſinnig! Ob ich nicht dennoch am Ende beſſer thäte, die Frau mit ihrem Kinde in einen andern Gaſthof zu bringen?"

Er raffte ſich noch einmal auf.

„Aber zum Kukuk, warum fürchte ich mich denn vor dieſer Gisbertine? Sie ſoll ſich unterſtehen zu fragen,

Als er das Thor von Paderborn vor ſich ſah, fragte er die Frau nur noch:

„Madame, wollen Sie den Namen Mahler ferner behalten?“

„Es wäre mir lieb!“ ſagte die Frau.

„So bleiben wir dabei.“

Vor der Poſt in Paderborn ſagte er dann:

„Liebe Frau Mahler, wir werden hier Verwandte von mir treffen, mit denen wir weiter reiſen werden. Es ſind ein alter General und ſeine Nichte, die auch meine Nichte iſt. Der alte Herr wird Ihnen nichts thun. Aber wenn die junge Dame Ihnen zu nahe treten will — ſie hat ihre Capricen — ſo trumpfen Sie ſie ab, ganz gehörig.“

Der Frau Mahler war doch nicht wohl bei dieſen Eröffnungen.

Aber der Wagen hielt ſchon im Poſthofe. Der Domherr hatte ein paar eilige Worte zu dem Poſtillon zu ſagen.

Auf den Stationen, die er ſeit Warendorf paſſirt hatte, war überall noch nichts von einem Kampfe bekannt geweſen; erſt die Poſtillone, die ihn fuhren, hatten die Nachricht hingebracht. So war ſie von Station zu Station gekommen, aber die Leute hatten erſt davon ſprechen können, wenn er ſchon wieder fort war; er hatte ſich überall nur die wenigen Minuten aufgehalten, die zum

Wechſeln der Pferde nöthig waren. In Paderborn mußte er länger verweilen. Aus der ruhigen Haltung der Leute in den Straßen hatte er entnommen, daß man auch hier von einer Schlacht noch nichts wußte.

„Schwager", ſagte er zu dem Poſtillon, „Dir iſt für Dein gutes Fahren ein Kronthaler extra verſprochen. Du bekommſt zwei, wenn Du, ſolange ich hier bin, den Leuten von der dummen Schlacht nichts vorſchwatzeſt. Du bekommſt nichts, wenn ſie ein Wort davon erfahren. Du kannſt Dich melden, wenn ich wieder abfahre. Haſt Du verſtanden?"

„Sehr wohl, Euer Gnaden."

Die Kellner des Gaſthofs umgaben die elegante vierſpännige Extrapoſt.

Auch die Poſt in Paderborn war damals zugleich ein Gaſthof und einer der beſten in Weſtfalen.

Auch der Wirth ſelbſt war herbeigekommen.

Er kannte den Domherrn, der ſeit vielen Jahren jährlich einmal, zweimal hier anhielt, wenn er nach dem Bade Hofgeismar fuhr und von da zurückkam.

Die Beiden begrüßten ſich.

„Aber im vorigen Jahre waren Euer Hochwürden nicht hier. Sie waren doch nicht krank?"

„Nein, nein! Aber er kehrt auch für Leute, die nicht mitziehen, Alles um.“

„Für die erſt recht, Hochwürden. Da iſt ja faſt keine Familie, der nicht der Ernährer fortgenommen iſt, der Vater, der Sohn, der Bruder, der Wittwe der Geſelle. Man glaubt nicht, in welchem Elende die armen Leute oft leben.“

„Und wofür, lieber Poſtmeiſter? Aber iſt der General Steinau hier?“

„Nein. Indeß ein Brief für Euer Hochwürden kam vor einer Stunde mit der Berliner Poſt hier an. Sehr eilig ſteht darauf.“

„Geben Sie ihn her.“

Der Poſtmeiſter gab ihm den Brief.

„Von Gisbertine“, ſagte der Domherr, als er die Aufſchrift las. „Sie kommt alſo nicht!“

Er erbrach ihn und warf einen flüchtigen Blick hinein.

„Sie kommt nicht!“

Es ſchien ihm doch ein kleiner Stein vom Herzen zu fallen.

Auch der Frau Mahler.

Er hatte der Frau aus dem Wagen geholfen, er ſelbſt, ohne daß er die Kellner herankommen ließ. Einer von ihnen mußte das Kind tragen. Dann bot er ihr ſeinen Arm und führte ſie mit einer Ehrerbietung, als wenn

ſie die vornehmſte Dame wäre, in das Haus und die Treppe hinauf in das Zimmer, das er ſich hatte anweiſen laſſen.

Die Kellner ſahen wohl erſtaunt hinter ihnen her, hinter dem vornehmen Herrn, der mit ihrem Herrn ſo wenig Umſtände machte, und der ſo ärmlich gekleideten Frau, die von ihm ſo ausgezeichnet wurde.

Auch der Poſtmeiſter hatte ſich zuerſt neugierig die Frau angeſehen, ſich dann aber nicht weiter verwundert.

„Der Alte hat immer ſeine Schrullen", ſagte ſein Kopfſchütteln.

„Schnell Mittagseſſen!" hatte der Domherr beſtellt.

Es kam ſchnell.

Den Brief ſeiner Nichte Gisbertine hatte er unterdeß noch einmal geleſen.

„So ſo", las er wiederholt laut: „Wir haben es vorgezogen, über Kaſſel zu reiſen. Wir werden Dich daher nicht in Paderborn treffen. Du wirſt es nicht übel nehmen. In Hofgeismar wirſt Du hoffentlich ſchon vor uns ſein, ſodaß wir dort Alles arrangirt finden. Geſchrieben in großer Eile. Deine Gisbertine."

„Frau Mahler, kennen Sie die Widerbellerin, oder

„Würden Sie es unternehmen, eine ſolche Perſon zu zähmen?“

„Mit Liebe und Geduld würde es zuletzt gelingen.“

„Alſo anders als bei Shakſpeare. Man ſieht, Sie ſind eine Frau, und eine brave Frau, und eine leidende, und einer leidenden Frau gelingt zuletzt Alles, wenn ſie nicht vorher über ihrem Ringen und Mühen zu Grunde geht. Und das würden Sie meiner Nichte gegenüber. Ich hatte heute, als ich bei Ihnen im Wagen ſaß, ſo einen Gedanken gehabt. Ich habe ihn aufgegeben. Aber unſern Reiſeplan müſſen wir ändern. Ich wollte mit Ihnen und den Andern zuerſt nach Hofgeismar fahren und Sie von da morgen zu meiner Karoline bringen. Jetzt führe ich Sie direct zu ihr.“

Sie hatten das Mittagsmahl beendet. Sie ſtiegen wieder ein.

Der letzte Poſtillon erhielt ſeine zwei Kronthaler erſt, als der Domherr ſchon im Wagen ſaß.

„Fort, fort!“ rief der Domherr dann auch in demſelben Augenblicke dem neuen Poſtillon zu.

Er kannte ſeine Leute.

Als der andere kaum ſein Geld in der Hand hatte, rief er:

„Es iſt eine ſchreckliche Schlacht dahinten mit den Franzoſen. Bis Münſter hat man die Kanonen gehört.

Der Herr im Wagen hatte ſie ſchon vorher gehört. Er weiß Alles.“

„Halt, halt!“ rief es hinter dem Wagen her.

„Kerl, fahre, als wenn das Unglück hinter Dir wäre!“ rief der Domherr.

Und ſo flog der Wagen dahin.

Bis zu dem preußiſchen Grenzſtädtchen Warburg blieben ſie auf der großen chauſſirten Straße nach Kaſſel. Sie hätten dieſe auch weiter bis etwa zwei Meilen vor Kaſſel verfolgen müſſen, um dann immer auf der bequemen Chauſſee, aber freilich auf einem bedeutenden Umwege nach Hofgeismar zu gelangen, während ein mehr als doppelt kürzerer, jedoch beſchwerlicher Weg dahin durch das Gebirge führte.

„Wir nehmen dieſen geraden Weg“, ſagte der Domherr zu ſeiner Reiſegefährtin. „Auf ſeiner Mitte liegt Ovelgönne, und Ovelgönne iſt das Ziel Ihrer Reiſe. — Johann“, befahl er dann ſeinem Diener, „Du beſorgſt ſofort für uns eine Bergchaiſe nach Ovelgönne, eine recht bequeme, mit zwei Pferden. Du ſelbſt fährſt mit der Extrapoſt auf der Chauſſee weiter bis Hofgeismar. Du fährſt da zu unſerm alten Quartier und beſtellſt ſogleich ein Quartier für den General Steinau. Du verſtehſt Dich beſſer darauf als ich.“

Johann ging, die Chaiſe zu beſtellen.

Der Domherr ging ihm doch noch nach.

„Johann", hatte er ihm noch leiſe zu ſagen, „ſollte meine Nichte Gisbertine ſchon da ſein, ſo ſagſt Du ihr nichts von der Frau und ihrem Kinde da."

„Zu Befehl, Hochwürden Gnaden."

Wer war denn dieſe Dame Gisbertine, vor der ihr eigener Onkel, der entſchloſſene, unabhängige weſtfäliſche Edelmann, fortwährend in ſolcher Furcht lebte, der er Fäuſte in der Taſche machte, um ſofort wieder, wie weit er auch von ihr entfernt war, ſchon in ſeinen Gedanken vor ihr zurückzuſchrecken? Von ihrer Rückſichtsloſigkeit hatte er geſprochen, eine Zänkiſche, eine Widerbellerin hatte er ſie genannt!

Johann war ſchnell den Befehlen des Domherrn nachgekommen.

Gleichzeitig wurden an dem Reiſewagen des Domherrn die Extrapoſtpferde eingeſpannt und fand ſich die Bergchaiſe ein, in welcher der Domherr mit der Frau Mahler und ihrem Kinde weiter fahren wollte.

Die Bergchaiſe war ein hoher, breiter Kutſchenkaſten, der nur auf zwei weit auseinander ſtehenden Rädern ruhte und zwar von zwei Pferden gezogen wurde, aber nicht ſo, daß die Thiere neben einander an der Deichſel, ſondern hinter einander in einer Scheere zogen. In dem

über Abgründen oft ſchräg genug herabhängen, kann man nur ſo fahren, und man fährt noch immer gefährlich genug.

Der kleine Koffer der Frau Mahler wurde hinten an der Chaiſe feſtgeſchnallt; der Domherr hob die Frau und das Kind in das Innere, ſtieg ihnen nach.

Der Diener Johann wollte ſich in ſein Coupé hinten am eleganten Reiſewagen des Domherrn ſetzen.

„Nichts da," rief der Domherr, „Du ſetzeſt Dich in den Wagen."

Der alte Diener mußte ſich in den Wagen ſetzen.

Beide Wagen fuhren gemeinſchaftlich aus dem Thore des Städtchens Warburg. Gleich draußen, jenſeits der Diemelbrücke, trennten ſie ſich. Die Extrapoſt fuhr geradeaus, weiter auf der Kaſſeler Chauſſee. Die Bergchaiſe lenkte links ab in das Diemelthal hinein.

Die Diemel iſt ein wilder Bergfluß. An einem Winkel des jetzt und auch damals ſchon preußiſchen Herzogthums Weſtfalen, im Fürſtenthum Waldeck, aus hohem Berge ſich ergießend, durchſtrömt ſie von Weſten nach Oſten die Gebirge zuerſt jenes Herzogthums Weſtfalen, dann das gleichfalls preußiſche Paderborner Land, wird darauf eine kleine Strecke die Grenzſcheide zwiſchen Preußen und Heſſen, tritt endlich eine Meile von Hofgeismar ganz nach Kurheſſen und ſetzt in dieſem Lande ihren Lauf

fort bis Karlshafen, wo ſie ſich in die Weſer ergießt. Von Warburg bis in die Nähe von Hofgeismar läuft ſie zwiſchen beſonders hohem Gebirge, das zum Theil die Egge oder das Eggegebirge genannt wird. Die Berge erheben ſich zu ihren beiden Seiten meiſt hoch und ſchroff und wild, manchmal in einzeln ſtehenden Kegeln und Kuppen, manchmal in langgeſtreckten Wänden, treten bald unmittelbar an den Strom heran, daß er in ſchmalem, rauſchendem Bette ſich durch ſie hindurchzwängen muß, treten dann wieder zu kleinern finſtern Schluchten zurück und bilden dann und wann weitere, anmuthige Thäler. Sie ſind zum größern Theil mit hohen dunklen Laubwäldern bedeckt, die ſich von ihrer Spitze bis zum Fuße hinunterziehen; hohe, ſtarre, abenteuerlich geformte Felſenmaſſen unterbrechen nicht ſelten den Wald. Von manchen Kuppen ſchauen einſam und melancholiſch die Ruinen alter Ritterburgen herab; gleich bei Warburg ſtolz der Deſenberg, die Stammburg des alten Grafen- und Freiherrngeſchlechts der Spiegel zum Deſenberg.

Die Diemel entlang, ihrem Laufe folgend, fuhr die Bergchaiſe mit dem Domherrn von Aſchen und ſeiner Begleiterin. Sie konnte nur langſam, nur im Schritt fahren; der Weg ging ſteil auf- oder abſchüſſig abwärts, hing manchmal faſt über dem Waſſer, das über Hunderte

von Fußen tief unter ihm rauſchte, drängte ſich dann wieder an ſtarren Felſen und kantigen Abgründen vorbei.

Nach ein paar Stunden wurde es eben; er war in ein weiteres Thal eingebogen; in dem Thale waren Weiden, Wieſen, Saatfelder; mitten dazwiſchen ſtand ein Haus.

„Ovelgönne!“ ſagte der Domherr zu ſeiner Reiſegefährtin. Er ſprach das Wort leiſe und doch beinahe wie feierlich; die Stimme ſchien ihm zu zittern, verſagen zu wollen.

Daß er ſeine Reiſegefährtin hierher bringen wollte, konnte es nicht ſein; etwas Anderes mußte ihn bewegt, ergriffen haben.

Die Frau Mahler bemerkte es wohl nicht. Sie war vor ihrem neuen Aufenthalts-, Beſtimmungsort; das beſchäftigte ſie.

Sie blickte zum Wagen hinaus.

In der Weide gingen Kühe; in den Wieſen ſtand das Gras hoch und grün, rothe und blaue Blumen blühten dazwiſchen; auf den Feldern wogte das Korn voll und dicht in der klarſten Sommerpracht.

Eine kundige, tüchtige Hand mußte hier überall walten, ordnen, leiten.

Das zeigte auch Weiteres. Auf den Bergen, die das Thal auf dieſer Seite der Diemel einſchloſſen, die alſo zu ihm gehörten, ſtanden die Eichen mächtiger, die Buchen

höher, als man ſie auf dem ganzen Wege bis dahin geſehen hatte; man ſah, wie die Waldung forſtmäßig in Schläge eingetheilt war. Unten an ſeinem Fuße waren geordnete Holzablagen; das geſchlagene Holz lag in abgemeſſenen Haufen aufgeſchichtet; rieſige Eichenſtämme lagen daneben, theils ſchon behauen, theils noch unbehauen, um ſpäter zu der Diemel geſchafft zu werden und in dieſer als Flößholz bis Karlshafen und von da weiter, die Weſer hinunter, in das Meer zu gehen.

Das Herrenhaus lag an einem Gärtchen, in dem die Aepfelbäume noch blühten, die Kirſchbäume ſchon ihre rothe Frucht trugen.

Hinter dem Herrenhauſe erhoben ſich Scheunen, Remiſen, Stallungen, andere Nebengebäude.

Ueberall herrſchte Ordnung und Reinlichkeit.

Das Herrenhaus ſelbſt endlich war ein altes, wunderliches Gebäude, nicht groß und breit, aber hoch, das Dach ſpitz, die Mauern faſt roh von grauen Feldſteinen aufgeführt, an den vier Ecken und in der Mitte häßliche runde Thürme; die Fenſter ſparſam, ſchmal, ohne Ordnung und Symmetrie bald hier, bald dort, bald hoch, bald niedrig angebracht.

Hatte die Pietät das plumpe, häßliche, aber alte und alterthümliche Gebäude erhalten? Jedenfalls war es mit Liebe erhalten und mit Sorgfalt, mit jener

ganzen Ordnung und Sauberkeit, die man rund umher wahrnahm.

Das Thal war nicht groß und ſchloß ſich ſchon nach vielleicht zehn bis zwölf Minuten wieder. Es war deſto anmuthiger.

Die tiefſte Stille herrſchte neben jener Ordnung und Sauberkeit darin. Es war gegen fünf Uhr nachmittags, als die Chaiſe hineinfuhr. In den Feldern und Weiden waren nur wenige Menſchen beſchäftigt; die Saat war ja überall beſtellt und die Zeit der Ernte noch nicht da. Nur hinten an den Holzablagen ſah man fleißiges Treiben und hinten aus den Bergen und Wäldern tönten die Schläge der Axt und das Schrillen der Säge herüber. Die Waldvögel ſangen luſtig darein.

Das waren die einzigen Laute, die man vernahm.

In das Alles ſchien ſo klar und hell die Sonne des Sommernachmittags hinein.

Auch in das Innere der Frau Mahler hatte ſich eine feierliche Stimmung gelegt. Sie ſollte ja hier bleiben, in dieſem ſehr einſamen Thal, in dieſer Stille der Natur und des Lebens, aber auch in dieſer ſo ſicher geordneten Geſchäftigkeit.

Und er ſprach die Worte wieder mit feſter und klarer Stimme, er ſprach ſie ſtolz, indem er ſtolz mit der Hand durch das Thal zeigte.

Sie kamen an dem Herrenhauſe an.

Es war ihnen unterwegs Niemand begegnet. Auch vor dem Hauſe waren keine Leute.

Der Domherr ſah nach einem der ſchmalen Fenſter in den hohen grauen Mauern hinauf. Es ſtand offen; man ſah ſchneeweiße Vorhänge hindurch, auf dem Geſimſe blanke Blumentöpfe mit blühenden Hyacinthen, Roſen und Nelken.

Die Augen des Domherrn ſuchten etwas Anderes.

„Sie iſt nicht da!“ ſagte er. „Sollte ſie nicht zu Hauſe ſein?“

Die Chaiſe hielt vor dem Hauſe, an einem der dicken runden Thürme, der in der Mitte der Vorderfronte ſtand. Durch ihn gelangte man in das Haus. Das Eingangsthor war roh wie der Thurm, aber eng; ein Wagen konnte nicht hindurchfahren.

Der Domherr ſprang aus der Chaiſe.

Man hatte im Innern des Hauſes die Ankunft des Wagens gehört.

In der Thür erſchien eine alte Frau.

Sie erkannte den Domherrn

Ihre Augen leuchteten.

„Iſt die Mamſell zu Hauſe?“ fragte der Domherr haſtig.

„Die wird ſich freuen!“ jubelte die Frau. „Die hat ſich um Euer Gnaden gebangt. Sie waren im vorigen Sommer nicht gekommen, auch keine Nachricht von Ihnen. Wir wußten nicht, ob Sie lebten oder todt waren. Die arme Mamſell weiß es noch nicht —“

„Iſt die Mamſell zu Hauſe, Alte?“ wiederholte der Domherr.

„Sie iſt ausgefahren.“

„Wohin?“

Er erhielt keine Antwort.

Die alte Frau hatte die fremde Frau geſehen, das Kind. Sie ſtand erſtaunt, faſt betroffen. Man ſah ihr an, wie ſie ſich fragte: Wie kommt der alte Herr zu der Frau mit dem Kinde? Und was ſoll ſie hier? Was ſoll die Mamſell mit ihr, nach der er ſo haſtig, ſo dringend fragt?

„Alte, wohin iſt die Mamſell Karoline?“ rief der Domherr.

Karoline, ſeine Karoline, die hier Herrin war, ſeine vortreffliche Karoline mit dem edlen Herzen war die Mamſell, nach der er fragte, einfach eine Mamſell!

Die alte Frau antwortete ihm:

„Sie iſt nach Niederhelmern gefahren, Euer Gnaden. Bei dem Bauer Henke iſt es nicht recht.“

„Und da hilft ſie wohl!“

„Es geht den Leuten nicht gut.“

„Ja, ja“, ſagte der Domherr, und ſeine Augen leuchteten, „wo es Jemand nicht gut geht, da muß das brave Mädchen dabei ſein, um zu helfen.“

„So iſt es, Euer Gnaden“, beſtätigte die Alte.

„Und wann wollte ſie zurückkommen?“ fragte der Domherr.

„Das kann noch eine Stunde oder anderthalbe dauern. Niederhelmern iſt drei Viertelſtunden von hier. Sie iſt erſt vor kaum einer Viertelſtunde weggefahren, und ſie wollte, wenn ſie noch Zeit hätte, auf dem Rückwege im Walde nach der neuen Eichenpflanzung ſehen.“

„So ſehe ich ſie heute nicht mehr“, ſagte der Domherr. „Ich habe noch ſtark zwei Stunden bis Hofgeismar zu fahren; ich muß bei Zeiten da ſein, wenn Dame Gisbertine nicht — Alte Chriſtine, ich habe Euch Beſuch mitgebracht.“

„Was Euer Gnaden mitbringen, iſt immer gut“, ſagte die alte Chriſtine.

„Ja, ja. Und eine Freundin für die Mamſell.“

Er wandte ſich zum Wagen.

„Darf ich bitten, auszuſteigen, liebe Frau Mahler?“

Er ſprach mit jener vollen ehrerbietigen Höflichkeit, mit der er in Paderborn die Frau aus dem Wagen gehoben und in das Poſthaus geführt hatte. So war er ihr auch hier wieder beim Ausſteigen behülflich.

Die alte Chriſtine ſtand nicht mehr betroffen. Sie kam dem Domherrn faſt zuvor.

„Wollen die gnädige Frau mir nicht das Kind geben?“ bat ſie.

„Gnädige Frau will ſie hier nicht ſein“, ſagte der Domherr. „Das Kind kannſt Du nehmen, Alte. Und nun führe uns in das Stübchen der Mamſell.“

Die Alte nahm das Kind und trug es in das Haus.

Der Domherr und die Frau Mahler folgten ihr.

Das Innere des Hauſes war wohl nicht minder ſonderbar eingerichtet, wie das Ausſehen des Aeußern war, und doch entſprach es dieſem nicht. Durch das enge Eingangsthor trat man ſofort in eine Vorhalle. Sie war weit, niedrig, grau. Es herrſchte kaum ein Halbdunke darin; ſie empfing ihr Licht nur durch zwei der ſchmalen Fenſter, die zur Seite der Thür oben neben deren Geſimſe angebracht waren. Die grauen Wände waren völlig kahl. Es befand ſich nur noch eine einzige niedrige Thür darin, der Eingangsthür gegenüber. Rechts im Hintergrunde war eine Treppe, die in die obern Theile des Hauſes führte. Sie war von Stein, breit, bequem.

Die alte Frau erſtieg ſie. Der Domherr und die Frau Mahler folgten. Man kam in einen ſchmalen, ziemlich hellen Gang. Die zweite Thür des Ganges wurde von der alten Frau geöffnet.

Sie traten in das Gemach, in das ſie führte.

Es war ein kleines Stübchen, daſſelbe, durch deſſen offenes Fenſter man von außen die ſchneeweißen Vorhänge, die zierlichen Blumentöpfe mit den blühenden Roſen und den andern Blumen des Sommers geſehen hatte. Es herrſchte eine wunderbare Einfachheit darin; nur wenige Möbel von derbem Eichenholz; aber ſie mußten ſchon ſeit Hunderten von Jahren geſtanden haben, das Holz war dunkelbraun vor Alter. Sie hatten vielleicht auch ſchon ſeit mehr als hundert Jahren in dem Stübchen geſtanden und auf der nämlichen Stelle, auf der man ſie heute noch ſah; jedes einzelne Stück paßte gerade dahin; man konnte es ſich auf keinem andern Platze denken. Zu der Einfachheit und Ordnung kam die höchſte Sauberkeit; die alten Möbel glänzten, als wenn ſie am Tage vorher friſch aufpolirt wären; über der Kommode lag ein Tuch, ſo weiß wie die Vorhänge des Fenſters; über den Tiſch war eine Decke von dem feinſten grauen Leinendamaſt gebreitet; an dem Schranke wie in dem ganzen Zimmer war kein Stäubchen zu ſehen.

Die Einfachheit thut immer und überall wohl; Ord-

nung und Reinlichkeit können übertrieben ſein und machen dann ängſtlich. Hier paßten ſie zu der Einfachheit; hier that Alles wohl; man fühlte ſich behaglich, heimlich, heimiſch. Und unwillkürlich mußte man an die Hand denken, die hier geordnet hatte, die hier waltete. Es konnte nur eine weibliche Hand ſein.

„Führe uns in das Stübchen der Mamſell", hatte der Domherr der alten Frau befohlen.

Sie waren in dem Stübchen der Mamſell Karoline, der Herrin des Hauſes, der Beſitzung in dem Thale.

Der Domherr war ſchon ſtill in die halbdunkle Halle eingetreten; er hatte, während ſie die Treppe hinaufſtiegen, kein Wort geſprochen; in dem Stübchen ſchien es ganz wie eine feierliche Rührung über ihn gekommen zu ſein. Er warf einen ſchnellen Blick umher.

„Ah, ah", ſagte er leiſe für ſich.

Dann trat er raſch an das Fenſter, und da ſtand er lange und ſtill, als wenn er hinausblickte. Aber er ſah wohl nicht hinaus; er wollte ſein Geſicht, ſeine Augen nicht ſehen laſſen.

„Setzen Sie ſich, liebe Frau Mahler", ſagte er einmal, und ſeine Stimme klang ſo ſonderbar bewegt, und er wandte ſich nicht um zu der Frau, zu der er ſprach.

Erſt nach einer Weile drehte er ſich wieder um. Er

ſah ſehr ernſt aus; ſeine Augen blitzten nicht, ſie ſchienen feucht zu ſein.

„Chriſtine, beſorge uns einen Imbiß", ſagte er zu der Frau.

Die Alte verließ das Zimmer.

Zu ſeiner Reiſegefährtin ſagte er dann:

„Sie nehmen es mir doch nicht übel, liebe Frau, wenn ich Sie verlaſſe? Ich muß fort; ich kann nun einmal nicht anders."

„Ich würde bedauern", erwiderte ihm die Frau, „wenn Sie ſich um meinetwillen den geringſten Zwang auflegten."

„Hm, es wäre beſſer, wenn ich es thäte. Dame Gisbertine —"

Er brach ab, wie ſo oft, wenn er von der Dame Gisbertine ſprach.

„Aber ich laſſe Ihnen ein paar Zeilen zurück", ſetzte er hinzu.

In einer Ecke des Zimmers neben dem Fenſter ſtand ein kleiner Schreibtiſch mit einer Schieblade, in der der Schlüſſel ſteckte. Der Domherr ſetzte ſich an den Tiſch. In der Lade mußte ſich Schreibmaterial befinden. Aber er öffnete ſie nicht. Sie konnte auch Briefe, andere Geheimniſſe der abweſenden Bewohnerin des Zimmers verbergen. Er zog aus der Taſche ſeines Rocks ein Notiz-

buch hervor, riß aus dieſem ein Blatt heraus und ſchrieb darauf mit einer Bleifeder, die er bei ſich führte.

Das Geſchriebene gab er offen der Frau Mahler.

„Es iſt an Karoline. Aber ich bitte Sie, es zu leſen. Vielleicht wünſchen Sie etwas hinzugeſetzt.“

Die Frau mußte es leſen. Es lautete:

„Vor allem, meine liebe, gute Karoline, daß ich noch lebe. Näheres darüber ſpäter, morgen oder übermorgen. Ich habe Dir eine Frau zugeführt, mit der Bitte, ſie freundlich aufzunehmen. Ich ſage Dir nichts über ſie, wie ich ihr nichts von Dir geſagt habe. Ihr werdet Freundinnen werden; dann ſagt Ihr Euch ſelbſt und von ſelbſt Alles. Dein Florens.“

„Iſt es ſo recht?“ fragte er.

„Wie bin ich Ihnen für Ihre Güte dankbar!“ ſagte die Frau.

„Nicht nöthig! Nicht nöthig!“

Die alte Chriſtine hatte den Imbiß gebracht.

Er ſchenkte ſich ein Glas Wein ein, trank es aus und nahm ein Stück Brod in die Hand.

Damit brach er auf.

„Gehe es Ihnen gut, liebe Frau Mahler. Grüßen Sie die Karoline von mir. In ein paar Tagen ſehe ich nach, wie es Ihnen hier geht.“

Er gab der Frau die Hand, verließ das Zimmer, das

Haus, ſagte der alten Frau ein kurzes Adieu und ſtieg wieder in ſeinen Wagen.

Der Wagen fuhr dem andern Ende des Thals zu.

In dem Thale begegnete man noch fortwährend jener Ordnung und ſtillen Geſchäftigkeit.

Der Domherr ſah mit Wohlgefallen hinein.

„Auf Allem, was ſie thut, ruht der Segen Gottes“, ſagte er.

Als er das Thal verlaſſen hatte, kam er wieder in engere Schluchten. Aus dieſen führte dann der Weg nach Hofgeismar geradeaus in eine weite Hochebene, während die Diemel mit ihren Bergen und Schluchten und Thälern nach links abbog.

Der Wagen des Domherrn hatte in dem Wege nach Hofgeismar noch keine zwanzig Schritte zurückgelegt, als links von der Diemel her laut gerufen wurde.

„Onkel Florens! Onkel Florens!“ rief jubelnd eine weibliche Stimme.

„Halt! halt!“ rief der Domherr ſeinem Kutſcher zu

Eine offene Bergchaiſe, ähnlich der des Domherrn, kam das Ufer der Diemel entlang.

Eine einzelne Dame ſaß darin.

Der Domherr hatte ſie ſchon an der Stimme erkannt. Als er ſie ſah, war er auch ſchon aus ſeinem Wagen heraus, in einem Sprunge.

In einem Sprunge flog auch die Dame aus dem ihrigen, dem alten Herrn entgegen.

„Onkel Florens! Du lebst noch!“ rief sie.

„Karoline, mein Engel!“ rief er.

Die Dame lag in seinen Armen.

Der Domherr umfing sie.

Sie küßten sich wie Vater und Tochter, die nach langer Trennung sich wiedersehen.

Es war eine schöne, junge Mädchengestalt, groß, fast majestätisch, schlank und elastisch dabei; das Gesicht frisch wie Milch und dabei so treu und ehrlich und so klug und verständig, das ganze Wesen so einfach und natürlich und doch so voll Anmuth und Adel.

Das schöne Gesicht strahlte in Glück und Freude.

Glück und Freude glänzten in dem Gesichte des Domherrn.

„Mädchen, Du wirst ja immer schöner“, sagte er. „Und auch gewachsen bist Du noch. Wie alt bist Du denn?“

„Neunzehn Jahre, Onkel Florens.“

„Ja, ja, neunzehn Jahre! Wie die Zeit vergeht!“

Und durch das Gesicht des Domherrn zog etwas wie eine sehr wehmüthige Erinnerung.

Aber er fuhr mit der Hand über die Stirn und die Augen, wohl damit sie ihm nicht feucht werden sollten und er das schöne Mädchen wieder recht klar und

hell anſehen könne. Und er verlor ſich in ihrem Anſchauen.

Das Mädchen hatte wohl nicht geſehen, wie ihm das Herz war bewegt worden.

„Aber wo warſt Du im vorigen Jahre, Onkel Florens?“ fragte ſie. „Wenn Du wüßteſt, wie ich mich geängſtigt habe!“

Die Frage ſchien den Domherrn verlegen zu machen.

„Wir reden ein andermal darüber, Karoline.“

Sie konnte dennoch nicht abbrechen.

„Ich hatte Dich ſo ſicher erwartet. Du warſt ja noch keinen Sommer ausgeblieben, ſolange ich zurückdenken kann. In den letzten Tagen des Juni warſt Du immer ſpäteſtens eingetroffen. Es kam der erſte, der zweite, der dritte Juli; Du kamſt nicht nach Ovelgönne. Ich ſchickte zum Bade; Du warſt auch da nicht. Ich wartete noch zwei Tage. Da konnte ich es nicht mehr aushalten; ich fuhr ſelbſt nach Hofgeismar. Du warſt nicht da; man wußte nichts von Dir; nicht in Deinem Quartier, in dem Du ſeit dreißig Jahren und länger Sommer für Sommer gewohnt hatteſt, nicht unter Deinen alten Bekanntſchaften des Bades. Kein Menſch hatte nur das Geringſte von Dir gehört. Die Leute meinten, Du müßteſt krank ſein, Du werdeſt ſpäter als Reconvalescent noch eintreffen. Aber Du kamſt auch

ſpäter nicht. Der ganze Sommer verging, Du kamſt nicht. Ich glaubte Dich todt. Aber eine Stimme in meinem Herzen ſagte mir, es ſei nicht ſo; Du hätteſt unmöglich ſterben können, ohne an mich zu denken, ohne irgend einem Menſchen den Auftrag zu geben, daß er mir Deinen Tod mittheile."

Sie konnte nicht weiter ſprechen, ſie mußte laut ſchluchzen; die hellen Thränen liefen ihr über das ſchöne, friſche, ſo edel geformte Geſicht.

Der Domherr ergriff gerührt ihre Hand.

„Ich lebe ja noch, Kind! Ich lebe ja noch!

Das Mädchen fuhr fort:

„Auch der Herbſt verging und auch der Winter und das Frühjahr wieder, und immer und immer kam keine Nachricht von Dir, und ich konnte nicht an Dich ſchreiben; ich wußte nicht, wo Du warſt. Du hatteſt es mir ja nie geſagt. Der Onkel Florens aus Weſtfalen, der meiſt am Rhein wohnte und alle Jahre im Sommer zu mir nach Ovelgönne kam, mehr hatte ich ja nie von Dir zu wiſſen gebraucht. Domherr von Aſchen, weiter ſtand nichts in den Kurliſten zu Hofgeismar, und mehr wußte Keiner von Dir, den ich fragte, und Weſtfalen iſt groß. O, wie ſchwere Angſt und Sorge hatte ich um Dich! Und kein Menſch konnte ſie mir abnehmen. Nur das Bild meiner Mutter trug ſie mit mir, theilte ſie mit mir.

Ja, lieber Onkel Florens, wenn ich vor dem blaſſen Geſichte ſaß — aber Du lachſt mich aus!"

Er lachte ſie nicht aus.

Ein heftiger innerer Schmerz hatte ihn wohl übermannen wollen, und um ihn nicht aufkommen zu laſſen und zu zeigen, hatte er ſeinem Geſichte Gewalt angethan, daß das Mädchen meinte, er lache.

„Nein, nein, Karoline, mein Engelskind!" rief er. „Und nun verzeihe mir. Ich habe Unrecht an Dir gethan. Alte Junggeſellen werden ja die verkörperten Egoiſten."

„Du Egoiſt, Onkel Florens?"

„Was anders? Aber ich werde mich beſſern, und noch heute werde ich dahinten in der Brunnenliſte meine Adreſſe einſchreiben, daß jedes Kind wiſſen kann, wo ich in der Welt zu finden bin, und Du ſollſt mir von nun an regelmäßig alle Vierteljahre. ſchreiben, oder noch lieber alle Monate, wenn es Dir nicht zu viel Laſt macht."

„Alle Monate, Onkel Florens!"

„Und Du ſollſt mir Alles ſchreiben, was Du auf dem Herzen haſt, und auf jeden Brief ſollſt Du eine Antwort von mir erhalten. Biſt Du nun zufrieden mit mir?"

‚Wer könnte unzufrieden mit Dir ſein, lieber Onkel Florens!"

Aber als er von dem ſprach, was ſie auf dem

Herzen habe, war ſie auf einmal nachdenklich geworden.

„Hm, warum machſt Du denn das Leichenbittergeſicht?“ fragte er ſie. „Vorhin, im erſten Augenblicke, da Du mich ſahſt, hatteſt Du nur die helle Freude in den Augen, in den Händen, in den Füßen — wie ſprangſt Du aus dem Wagen! Das Herz bebte mir! Was haſt Du jetzt?“

Der alte Herr hatte recht geſehen; die helle Freude war nicht mehr in dem ſchönen Geſichte ſeines Engelkindes; eine Verlegenheit, die an Aengſtlichkeit grenzte, ſpiegelte ſich darin, und ſie wuchs, während der Domherr davon ſprach.

„Wann kommſt Du nach Ovelgönne, Onkel?“ fragte ſie.

„Iſt das die Antwort auf meine Frage?“

Sie ſchlug die Augen nieder.

„Ah, wenn ich komme, ſoll ich die Antwort erhalten?“

Sie nickte.

„Mädchen, Du haſt etwas auf dem Herzen! Heraus damit, jetzt gleich!“

Sie hatte mit Bedenken gekämpft; ſie hatte ſie aber auch mit ihrem klaren, richtigen Sinn ſchnell überwunden.

„Ja, Onkel Florens, ich habe etwas auf dem Herzen. Ich bin Braut.“

„Und ich erfuhr nichts davon?“

„Wußte ich, wo Du warſt?"

„Erzähle mir, mein Kind."

Der Domherr war doch ernſt, ſehr ernſt, faſt beſorgt geworden.

„Haſt Du von dem Major Friedrichs gehört?" fragte das Mädchen.

„Major? Major?" rief der Domherr. „Major war er in den Feldzügen der vorigen Jahre. Jetzt iſt er Oberſtlieutenant, Commandeur eines Landwehrregiments. Er iſt einer der tapferſten Offiziere der Armee; die Zeitungen berichteten alle Tage von ihm. Was ſoll der?"

Das Mädchen hatte ihm mit leuchtenden Augen zugehört.

„Er iſt mein Bräutigam", ſagte ſie ſtolz und glücklich.

„Erzähle mir, Mädchen."

„O, Onkel Florens, das iſt eine lange Geſchichte."

„Alſo eine Liebesgeſchichte?"

„Ja."

Der Domherr hatte ſich raſch beſonnen.

„Höre, Karoline, ſo erzähle ſie mir heute nicht, aber morgen oder übermorgen, wenn ich zu Dir komme, und dann vor dem Bilde Deiner Mutter!"

„Das ſoll geſchehen, lieber Onkel Florens."

Dem Domherrn war dann etwas Anderes eingefallen,

und es trübte ihm die Freude, und er durfte es doch nicht zeigen. Fragen mußte er aber.

„Haſt Du kürzlich Nachricht von ihm?“

„Vor acht Tagen die letzte.“

„Und woher?“

„Aus Namur! Er erwartete bald eine Schlacht.“

„So, ſo! Nun, morgen, ſpäteſtens übermorgen erzählſt Du mir. Aber jetzt eine Bitte an Dich, mein liebes Mädchen.“

„Du an mich eine Bitte?“

„Ich habe Dir eine Unglückliche zugebracht, eine Frau mit ihrem Kinde; Frau Mahler heißt ſie. Weiter weiß ich eigentlich nicht viel von ihr. Was es noch iſt, wird ſie Dir ſelber ſagen, und wenn Ihr Freundinnen werdet — ob Ihr es werden könnt, werdet Ihr ja ſchon ſehen — ſo wird ſie Dir wohl noch mehr ſagen. Nimm ſie jedenfalls mit der Liebe und Freundlichkeit bei Dir auf, die das Unglück verdient.“

„Ihr Unglück wird mir heilig ſein, Onkel.“

„Ich wußte es. Und nun noch eine Frage. Du kommſt von Niederhelmern, wie mir die alte Chriſtine ſagte. Haſt Du dort helfen können? Es macht Dir Freude zu helfen, und ich möchte Deine Freude theilen.“

Der Krieg hat den armen Leuten die Stütze genommen. Der Ernährer der Familie wurde zur Landwehr eingezogen; da ſind ſie immer mehr heruntergekommen, und nicht blos in ihrem Nahrungsſtande.“

„Du ſollſt mir auch das nächſtens erzählen. Ich habe jetzt keine Zeit mehr. Ich werde in Hofgeismar erwartet. Habe ich Dir ſchon von meiner Nichte Gisbertine geſprochen?“

„Noch nie.“

„Ja, ja — vor zwei Jahren! Nun, Du ſollſt auch von ihr erfahren. Lebe wohl, mein Kind!“

Er nahm einen zärtlichen Abſchied von ihr.

Sie ſetzte dann ihren Weg nach Ovelgönne, er den ſeinigen nach Hofgeismar fort.

Als er wieder allein war, ſprach er für ſich:

„Ja, ja, der Krieg, er ruinirt Alles, ſelbſt die Freiheit, die er erkämpfen ſoll. Es iſt eine alte Geſchichte. Und die Landwehr, die die Throne wieder befeſtigt hat — hm, hm, die Welt weiß auch von einer uralten Geſchichte zu ſprechen, die man den Lohn der Welt nennt. Und die arme Karoline! Noch ſchlägt ihr das Herz ſo glücklich! Und vielleicht hat der Tod ihr ſchon in dieſem Augenblicke den Mann ihres Herzens, ihres Glückes entriſſen! Und das Herz der Unglücklichen, an dem ſie einen Troſt ſuchen könnte, wird es nicht den gleichen Verluſt

zu beklagen haben, gar den Gatten, den Vater ihres Kindes? Aber ſagte ſie nicht, daß ſie eine Verbrecherin ſei? Gegen wen iſt ſie es? Wird der Tod des Mannes — Aber wer wird anklagen, wo er nichts weiß! — Und zu dem dritten Herzen, das in dem wilden Kriege zu verlieren hat, Alles, Alles verlieren kann, komme ich jetzt, und wird ſie unglücklich ſein, dieſe unglückliche Gisbertine?"

Er kam in Hofgeismar an. Die Sonne wollte gerade untergehen.

„Zu dem Linke'ſchen Hauſe!" hatte er ſeinem Fuhrmann geſagt. „Kennſt Du es?"

„Ja, Euer Gnaden."

Er fuhr an dem Hauſe vor.

Der alte Diener Johann trat ſchon heraus.

„Alles in Ordnung, Johann?"

„Zu Befehl, Euer Gnaden!"

„Auch die Wohnung für den General?"

„Im zweiten Hauſe links hierneben."

„Der General ſchon da?"

„Noch nicht."

Der Domherr ging in das Haus.

Auch die Wirthsleute waren ihm ſchon entgegengekommen. Sie hatten ihre herzliche Freude, den alten langjährigen Gaſt wiederzuſehen; der Domherr freute ſich mit ihnen.

Dann riefen ihn die Klänge eines Posthorns wieder hinaus.

„Der Wagen des Herrn Générals“, sagte Johann.

Der alte Diener eilte zu dem Wagen, um ihn zurecht zu bringen.

Der Domherr folgte ihm langsamer zu dem zweiten Hause links nebenan.

Es war ein freundliches kleines Landhaus in einem reizenden Gärtchen. Man ging in Gärtchen und Haus ohne Stufen; dem General war das Bein zerschossen; er konnte also nicht wohl Treppen steigen.

„Der Johann hat an Alles gedacht“, sagte sich der Domherr. „Hm, hm, und Dame Gisbertine?“

Sie nur allein schien ihn am Ende zu beschäftigen.

Eine Extrapost, von Johann geleitet, hielt vor dem Häuschen.

Es war ein bequemer, eleganter Reisewagen; die Fenster waren niedergelassen, wohl gegen den Chausseestaub; er bedeckte sie, daß man nicht hindurchsehen konnte. Hintenan hing ein kleines Coupé, wie an dem Wagen des Domherrn; ein Bedienter und eine Kammerjungfer saßen darin.

Der Bediente war aus dem Coupé und an den Kutschenschlag gesprungen, als der Wagen hielt; an demselben Schlage stand der Diener des Domherrn.

Aber der Domherr war beiden zuvorgekommen; er hatte den Wagen geöffnet.

„Guten Abend, Vetter Steinau", ſprach er hinein.

„Guten Abend, Vetter Aſchen", wurde ihm geantwortet.

Es war eine tiefe Schlachtenſtimme, die ihm antwortete.

„Vetter Steinau", ſagte der Domher, „wollen Sie zuerſt ausſteigen, oder ſollen zuerſt Ihre Krücken kommen?"

„Zuerſt die Krücken."

Zwei ſtarke lange Krücken wurden aus dem Wagen gereicht; ſie müßten für einen Rieſen ſein.

Der Domherr nahm ſie und reichte ſie dem Bedienten des Generals.

Aus der andern Ecke des Wagens kam eine Stimme.

„Onkel Florens, Du könnteſt mir behülflich ſein; dem Onkel Steinau helfen die Bedienten."

Es war eine außerordentlich wohlklingende Frauenſtimme, die die Worte ſprach; ſie ſprach nur nicht eben ſehr ſanft, vielmehr ungeduldig, faſt befehlend.

Der Domherr blickte ruhig zu ihr in den Wagen hinein.

„Laß Dir von Deiner Jungfer helfen, Gisbertine.

Er ſprach es kalt und ruhig, wie ſein Blick war. Und er ſprach zu ſeiner Nichte Gisbertine, die ihm auf ſeiner ganzen Reiſe nicht aus den Gedanken gekommen war, deren mannichfache Rückſichtsloſigkeiten ihm ebenſo viele Befehle geweſen waren.

Er erhielt keine Antwort. Er ſchien auch keine zu erwarten.

Er half ſeinem Vetter Steinau ausſteigen; die beiden Bedienten halfen ihm.

Der General von Steinau war eine faſt rieſige, kräftige, ſtramme Soldatengeſtalt. Das rechte Bein war ihm im vorigen Feldzuge zerſchoſſen; es war zwar geheilt, der General konnte aber noch nicht darauf treten; das Bad ſollte es ihm erſt völlig wieder ſtärken. Als er ſeine Krücken unter den Armen hielt, ſtand und ging er feſt und gerade, daß man meinte, er habe ſofort wieder eine Schlacht commandiren oder auch wohl eine Parade führen können. Er war allerdings eine rieſige, kräftige und prächtige Soldatengeſtalt; er hatte auch jene tiefe Schlachtenſtimme, und er trug wohl als Zeugen ſeines perſönlichen Muthes das Großkreuz des Ordens pour le mérite, das zugleich anzeigte, daß er im Beſitze aller andern militäriſchen Orden ſeines Königs ſei. Aber den großen Feldherrn glaubte man doch ſeinem ſtrammen und ſteifen Weſen nicht anſehen zu können und man

mußte bei ſeinem Anblicke an die Gamaſchenzeit denken, die freilich vorüber war, und an die Zeit der Paraden, die noch nicht vorüber war.

Daher verſchwand denn auch wohl die kleine Geſtalt des geiſtlichen Herrn nicht neben der rieſigen des Soldaten. Der Domherr reichte dem General kaum bis an die Schultern, er war beweglich neben der Gemeſſenheit des Andern. Aber ſeine Bewegungen waren fein, vornehm, anmuthig, und ſein Geſicht war ariſtokratiſch geſchnitten und aus ſeinen dunklen Augen blitzte Geiſt und die krauſen grauen Haare deuteten Charakter an, während an dem General Alles eben nichts Ungewöhnliches zeigte.

Der General umarmte den Domherrn etwas ſteif.

Und der Domherr, wenn auch ſeine angeborene Gutmüthigkeit dem Gelähmten Hülfe geleiſtet hatte, machte doch wenig Umſtände mit ſeinem Verwandten.

„Sie haben mich ja vortrefflich einquartiert", ſagte der General.

„Es ſoll mich freuen, wenn es Ihnen hier gefällt", verſetzte der Domherr. „Mein Johann ſoll Sie in das Innere führen. Ich muß mich doch nach der Gisbertine umſehen. — Johann, Du haſt gehört."

Damit kehrte er zu dem Wagen zurück.

Die Begleiterin des Generals war mit Hülfe ihrer Jungfer ausgeſtiegen.

Es war eine ſchöne junge Dame im Anfange der zwanziger Jahre; eine zierliche, reizende, ſchlanke Geſtalt; reiches aſchblondes Lockenhaar; dunkelblaue, außerordentlich ſanfte Augen; blendend weißer, durchſichtiger Teint; bei dem Allem in dem feinen Geſichte, in dem ganzen zierlichen Weſen der Ausdruck einer gewiſſen Beſtimmtheit und Entſchiedenheit.

Sie war mit dem Ordnen ihres Anzugs beſchäftigt, als der Domherr zu ihr trat; vielmehr die Zofe war es; die Dame ertheilte nur Befehle. Der Domherr ſtand vor ihr, ſie blickte nicht nach ihm auf.

Der Domherr ſah ſie ſchweigend, mit einem eigenthümlichen Lächeln an.

„Guten Abend, Gisbertine", ſagte er dann.

Sie antwortete ihm nicht, ſie ſah nicht nach ihm auf.

„Guten Abend, Gisbertine", wiederholte er mit ſeinem ruhigen Lächeln. „Du hatteſt bisher noch keinen für mich. Du hatteſt nur einen Befehl für mich."

Die Dame ſprach:

„Ich bin nicht gewohnt, vernachläſſigt zu werden", ſagte ſie, ebenfalls vollkommen ruhig.

„Guten Abend, Gisbertine", wiederholte der Domherr nochmals.

„Guten Abend", ſagte ſie kurz.

„Endlich!" lächelte der Domherr.

„Alſo Du biſt nicht gewohnt, vernachläſſigt zu werden?“ fragte er dann.

„Ich ſagte ſo“, erwiderte ſie.

„Und wenn ich nun nicht gewohnt wäre, Befehle zu empfangen?“

„So paſſen wir nicht zuſammen.“

„Und warum kamſt Du denn hierher zu mir?“

„Um des Onkels Steinau willen.“

„Aber der Onkel Steinau wollte nach Pyrmont!“

„Ja!“

„Und von Dir ging der Gedanke aus, hierher zu gehen. Du wollteſt alſo etwas von mir!“

Sie ſah vor ſich hin, ob ſie ihm antworten ſolle.

„Du wollteſt etwas von mir, Gisbertine!“

Sie hatte noch keinen Entſchluß gefaßt.

„Haſt Du mir nichts zu ſagen, Gisbertine?“ fragte er.

„Nein“, antwortete ſie faſt trotzig.

„Auch keine Frage an mich?“

„Nein!“ wiederholte ſie faſt heftig.

„Hm, Gisbertine, ſeit heute früh wüthet die Schlacht drüben über dem Rhein.“

Sie zuckte zuſammen. Ihr ſchönes Geſicht wurde weiß. Aber es dauerte kaum eine Sekunde. Dann hatte ſie ihre volle Faſſung wieder.

Steinau wird auf mich warten. Deinen Arm, wenn ich bitten darf."

Sie nahm ſeinen Arm.

„Du zitterſt nicht, Gisbertine?" fragte er.

„Zittern? Wovor?" erwiderte ſie ſtolz.

„Gisbertine, ich erhielt geſtern Abend einen Brief von Gisbert."

„Er lebt alſo noch!" ſagte die Dame kalt.

Der Domherr fuhr ruhig fort:

„Er ſchrieb aus Charleroi."

„So!"

„Er erwartete am andern Tage eine Schlacht."

„Warum erzählſt Du mir das, Onkel?"

„Weil" — der Domherr verlor doch beinahe ſeine Ruhe — „wenn der arme brave Menſch heute gefallen iſt oder morgen fallen wird, Du ſeine Mörderin biſt!"

„Ich erſtaune, Onkel Florens."

Der Domherr war wieder Herr über ſich; es mochte ihm Anſtrengung genug koſten.

„Gehen wir ins Haus, Gisbertine."

„Ich bat Dich ſchon darum."

„Noch eine Frage, Gisbertine", ſagte er dann. „Unter welchem Namen willſt Du hier ſein?"

Sie ſah ihn verwundert an.

„Als Freifräulein von Aſchen."

„Hm“, ſagte der Domherr.

Sie hatten das Haus erreicht.

„Du wirſt allein ſein wollen“, ſagte der Domherr.

„Ja!“

Sie trennten ſich.

Der Domherr blieb in tiefen Gedanken in der Hausthür ſtehen.

„Wie empfing die eine mich mit dem jubelnden Freudengeſchrei! Und wie dieſe! Freilich, freilich! Karoline hat immer das brave, edle Herz, dem ſie nicht den Schatten eines Vorwurfs machen kann. Und dieſe? Aber wie iſt es denn? Macht denn der Menſch dem Herzen Vorwürfe, oder das Herz dem Menſchen? Vom Gewiſſen ſpricht man! Was iſt denn das Herz? Und was iſt das Gewiſſen?“

Zweites Kapitel.

Nachrichten vom Kriegsſchauplatze und wie es unterdeß in deutſchen Landen ausſieht.

Etwa drei Viertelſtunden von Hofgeismar entfernt liegt in einer jener engen Bergſchluchten, durch welche die Diemel fließt, eine alte Sägemühle, deren Räder von dem Fluſſe getrieben werden. Anderthalbhundert Schritt von der Mühle entfernt liegt ein neues Haus — es war wenigſtens im Jahre 1815 noch neu — umgeben von einem freundlichen Gärtchen und einem Raſenplatz, der ſich bis an die Diemel erſtreckt. Das Haus iſt halb verborgen von krauſen Obſtbäumen; den Raſenplatz faſſen ſchattige Linden und an dem Ufer des Fluſſes dichte Weidenbäume ein. Haus und Garten und Raſenplatz liegen in der Mitte der engen Schlucht und ſie liegen dort reizend zwiſchen den hohen, ſteilen, mit dunkler Laubwaldung bedeckten Bergen und an dem klaren Fluſſe, der tief und

Mühle und Haus gehören einem und demſelben Beſitzer. In dem Hauſe wird eine Wirthſchaft betrieben. Der Müller hat dieſe Wirthſchaft für die Dauer der Badeſaiſon in Hofgeismar an einen Wirth aus Kaſſel verpachtet, der jeden Sommer mit allem Apparat für den Comfort eines Gaſt- und Kaffeehauſes hinzieht.

Die Dahlheimer Sägemühle iſt bekanntlich der anmuthigſte Vergnügungsort für die elegante Badewelt in Hofgeismar. Sie wird täglich von dem Badeorte aus beſucht, zu Fuße, zu Wagen, zu Pferde, und es mag ſelten ein Tag vergehen, an dem nicht gemeinſchaftliche Partien dahin gemacht werden.

Sie liegt auf jener Strecke, auf welcher die Diemel Preußen und Kurheſſen ſcheidet, an deren linkem Ufer, alſo auf kurheſſiſchem Gebiete.

Am zweiten Tage nach den im vorigen Kapitel erzählten Begebenheiten ſaß auf einer Bank vor dem freundlichen Hauſe in dem Schatten eines großen Birnbaums ein hübſches junges Mädchen. Sie ſchien eine Kellnerin des Hauſes zu ſein. Sie war mit Stricken beſchäftigt.

Es war noch ſehr früh am Nachmittage, kaum zwei Uhr. Da waren noch keine Gäſte auf der Sägemühle und auch ſobald noch keine zu erwarten. Die Badegäſte haben überall des Vormittags vollauf mit Baden und Brunnentrinken zu thun und mit dem, was dazu gehört.

Dann müſſen ſie mit Bequemlichkeit ihr Mittagsmahl genießen, und nun erſt dürfen ſie an ihre Landpartien denken.

In jenem Jahre 1815 war überdies das Bad zu Hofgeismar nur ſehr ſpärlich beſucht.

Was damals in Deutſchland Mannesmuth hatte, wenn auch erſt die Kräfte des Knaben, war in jenen gewaltigen Heereshaufen über den Rhein gezogen, den deutſchen Erbfeind noch einmal niederzuwerfen; Männer, Jünglinge, Greiſe, Knaben, ſelbſt ſchwache Weiber hatten ſich ihnen zugeſellt. Die nicht mitziehen konnten, waren nur in um ſo bangerer Sorge um die Lieben zurückgeblieben, die ſie in allen Beſchwerden und Gefahren eines ſchweren Kriegs wußten.

Das war keine Zeit für ein fröhliches, luſtiges Badeleben.

Die Leere des Bades Hofgeismar wirkte auch auf den Beſuch der Dahlheimer Sägemühle zurück.

Dennoch war von dieſer Alles auf Gäſte eingerichtet. Die Pfade des Gärtchens waren friſch mit weißem Sand beſtreut, in den Lauben ſtanden Tiſche und Bänke geordnet. Der große grüne Raſenplatz war vor wenigen Tagen gemäht; das Gras hatte ſo eben wieder ſeine zarten ſpitzen Hälmchen bekommen; man ſah darüber hin,

Platz herum unter den Linden und Weiden, die ihn umgaben, waren ebenfalls in beſter Ordnung weiß und blank geſcheuerte Tiſche mit Stühlen und Bänken aufgeſtellt. Das Alles war ſo freundlich in der hellen Mittagsſonne und in dem Schatten unter den Bäumen, in der engen Schlucht zwiſchen den hohen, ſteilen Bergen, in der tiefen Stille, die in der ganzen Schlucht herrſchte; man vernahm keinen Laut als das Rauſchen der vorbeifließenden Diemel, die Sägemühle hinten ſtand während der Mittagszeit ſtill, und ſelbſt die Vögel in Berg und Wald ſchienen ihre Mittagsruhe zu halten. Nur ein munterer Kukuk rief zuweilen oben auf dem Berge, als wenn er ſeine trägern Kameraden herausfordern wolle, erhielt aber keine Antwort.

Die hübſche junge Kellnerin ſaß bei ihrer Arbeit, die ja nur eine faſt mechaniſche Beſchäftigung ihrer Hände war, in tiefen Gedanken. Auf die Tiſche, Bänke und Stühle und darauf, ob ſonſt Alles ordentlich und ſauber ſei, hatte ſie wohl ſchon vorher die Blicke gerichtet; ſie konnte auf der Bank vor dem Hauſe Alles, beinahe die ganze kleine Schlucht überſehen. Die klaren hübſchen braunen Augen ſchweiften weiter über den Strom, über

Sie mußte mit ihren Gedanken in die Nähe zurückkehren.

Das Knallen einer Peitſche wurde laut, gleich darauf das Rollen eines Wagens. Es war noch jenſeits der Schlucht, rechts vom Hauſe, wohin die Diemel abfloß. Der Weg von Hofgeismar mündete dort in die Schlucht. Der Wagen, den man hörte, mußte von dem Bade kommen.

Eine offene Equipage fuhr nach wenigen Augenblicken in die Schlucht. Ein einzelner Herr ſaß darin, ein kleiner alter Herr mit lebhaften, blitzenden Augen, mit grauem, krauſem Haar; das Domherrnkreuz trug der Domherr von Aſchen immer auf der Bruſt.

Der Wagen fuhr vor dem Hauſe vor; der Domherr ſprang heraus.

Er ſah ſich mit ein paar kurzen ſchnellen Blicken Haus und Umgebung an.

Dann wandte er ſich zu der Kellnerin, die ſich von der Bank erhoben hatte und, Befehle erwartend, daſtand.

„Das iſt ja Alles neu und hübſcher hier geworden.“

„Das Haus iſt im Frühling vorigen Jahres neu gebaut“, ſagte ihm die Kellnerin.

„Ich meine nicht blos das Haus“, erwiderte der Domherr.

Er zeigte auf das Gärtchen, auf den Raſenplatz.

„Und auch die Kellnerin!“ ſagte er dann galant.

Das Mädchen wurde roth.

„Nun, nun“, ſagte der Domherr, „zu ſchämen brauchen Sie ſich nicht; wenn man jung iſt, muß man hübſch ſein.“

„Befehlen Sie etwas?“ fragte das Mädchen.

„Hm, ich bitte um eine Taſſe Kaffee und für meinen Kutſcher um einen Schoppen Wein und um Brod und Käſe, ſoviel er will.“

Das Mädchen wollte in das Haus gehen, um das Verlangte zu beſorgen. Sie wurde aufgehalten.

Oben in der Gegend der alten Sägemühle wurde an dem jenſeitigen Ufer der Diemel eine Stimme laut.

„Hol' über!“ wurde gerufen.

Gleich oberhalb der Mühle war eine Fährſtelle. In einer kleinen Bucht lagen dort zwei kleine Nachen und ein etwas größerer Kahn zum Ueberſetzen von dem einen Ufer zu dem andern. Sie waren aber nur zum Ueberſetzen von Menſchen beſtimmt. Die Fähre gehörte zur Mühle.

Die Kellnerin hatte geſtutzt, als ſie den Ruf hörte, wie wenn ſie eine bekannte Stimme vernommen habe. Sie hemmte den Schritt, den ſie ſchon zum Hauſe gelenkt hatte; dann ſprang ſie raſch ein paar Schritte zur Seite. Sie hatte dort den Blick nach der Fährſtelle frei.

„Er iſt's!“ rief ſie.

Ihr hübſches Geſicht war dunkelroth geworden, aber die lebhafte Freude, die man im erſten Augenblicke darin ſah, machte bald einem bekümmerten Blicke Platz. Sie ſtand einen Augenblick ſchwankend, ſah auf den Domherrn, wieder zu der Fährſtelle.

„Gehen Sie nur erſt dahin, ich habe Zeit!“ ſagte der Domherr.

Aber ſie hatte ſich anders beſonnen, ſie flog in das Haus.

Der Domherr ſetzte ſich unter einen der Lindenbäume an dem Raſenplatz.

Der Kutſcher, der ihn gefahren hatte — es war ein Lohnkutſcher des Bades — trat zu ihm.

„Der gnädige Herr wollte mir ſeine Befehle ertheilen.“

„Ja, ja. Man kann von hier nach Ovelgönne nicht fahren?“

Nach Ovelgönne wollte der alte Herr alſo. Morgen oder übermorgen, hatte er ja der Mamſell Karoline verſprochen. Er hatte doch bis übermorgen warten können, vielleicht warten müſſen. Fräulein Gisbertine hatte vielleicht anderweite Befehle für ihn gehabt.

„Nur in einer Bergchaiſe“, antwortete ihm der Kutſcher „und ich wüßte nicht, wo Sie die hier in der Nähe finden ſollten.“

„Da iſt alſo noch Alles beim Alten geblieben!“ bemerkte der Domherr.

„Im Gebirge verändert ſich wenig, Euer Gnaden. Und jetzt, da wir hier wieder heſſiſch und die dort drüben wieder preußiſch geworden ſind, wird noch weniger geſchehen.“

„Warum das?“

„Wegen des Schmuggelns, Euer Gnaden. An der preußiſchen Grenze ſind ſie gewaltig ſtreng. Da ſteht hinter jedem Buſch ein Grünrock mit Büchſe und Säbel, und je beſſer und fahrbarer alſo die Wege wären, deſto mehr Grenzwächter müßten da ſein.“

„Mitten in Deutſchland!“ ſagte der Domherr für ſich.

„Ja, ja, Euer Gnaden“, ſagte der Kutſcher. „Unter den Franzoſen war doch wohl Manches beſſer, wenigſtens hier in Kurheſſen; da war kein Zopf, da regierte kein Stock. Nun, und in Preußen —“

„Schweigt von Preußen“, rief der Domherr.

„Nun, nun, Euer Gnaden, ich komme zuweilen hin. So erſchrecklich zufrieden ſind die Leute auch da nicht mit dem neuen Regiment. Wenn ſie auch den alten Zopf von Anno ſechs nicht wieder bekommen haben, der Stock und die Peitſche dazu ſind doch wieder da, der Stock für die Soldaten und die Peitſche für die andern ehrlichen Leute. Euer Gnaden müſſen es ja wiſſen, Sie ſind ja da zu Hauſe.“

Der Domherr ſchwieg.

Der Kutſcher aber, der einmal im Zuge war, fuhr fort, und der Domherr ließ ihn fortfahren.

„Und nun dieſe Grenzwachen und Zollſperren und Zollwächter und Zolljäger, von denen wir früher unter dem fremden Regiment auch nichts wußten! Die Franzoſen hatten wohl ihre Douanen an den Grenzen, aber ihre Grenzen waren doch nicht mitten in Frankreich. Hier ſind ſie mitten im Herzen des deutſchen Landes, und ſie zerreißen dem Lande das Herz nicht ein- oder zweimal, ſondern fünfzig- und hundertfach. Nehmen Sie auch da nur wieder Ihr Preußen. Ich komme als Kutſcher mit den fremden Badeherrſchaften viel und weit herum, und da habe ich es ſelbſt oft genug erfahren. Ihr Preußenland allein ſperrt mit ſeinen Zollgrenzen ſich ab gegen wenigſtens zwölf deutſche Länder, aus denen ihm nichts hereingebracht werden darf, wenn nicht ſchwere Zölle dafür bezahlt werden. Da müſſen ſie dann in Preußen Alles theurer bezahlen als anderswo. Das wollen die Leute natürlich nicht gern, beſonders wenn ſie ſehen, wie ihre Nachbarn die Sachen beſſer und wohlfeiler haben. Da blüht dann überall der Schmuggel und der Schmuggelhandel, und der Krieg und die Hetzjagd an den Grenzen hören nicht auf. So iſt es auch an der heſſiſchen Grenze und gerade hier in dieſer Gegend,

wo die Berge den Schmugglern ſo manchen Verſteck bieten, den die weither kommenden Grenzwächter nicht kennen, und die Diemel das Entkommen leichter macht. Es werden doch noch immer genug arme Menſchen erſchoſſen, und ebenſo viele, die mit dem Leben davonkommen, werden auf der Hetzjagd eingefangen und müſſen dann für Jahre in das Zuchthaus, und aus den Zuchthäuſern kommen nur Spitzbuben zurück. Hier an dieſer Grenze will nun, wie man hört, die preußiſche Regierung der Geſchichte ein Ende machen; es iſt ihnen gerade hier in der neuern Zeit doch zu arg geworden. Da iſt denn vor ein paar Tagen ein Regierungsrath aus Minden herübergekommen, der reiſt in den Bergen und Schluchten herum, ſieht ſich Alles an, hat neue Inſtructionen für die Grenzjäger mitgebracht, gar auch verſtärkte Mannſchaft, wie es heißt, ſetzt ſich ſogar mit den heſſiſchen Grenzbehörden in Verbindung, daß dieſe mit den preußiſchen Hand in Hand gehen ſollen, und ſo hofft man den Schmuggel in dieſer Gegend ganz auszurotten. Du lieber Gott, jeder Menſch will ſo gut und ſo wohlfeil leben, wie er eben kann, und ſolange die Zölle beſtehen, wird der Schmuggel beſtehen. Was der Herr Regierungsrath aus Minden fertig bringt, wird nichts Anderes ſein, als daß das Jahr ein paar Dutzend Menſchen mehr todt geſchoſſen und noch mehr arme Familien unglücklich werden. Aber weiß der

gnädige Herr, was bei dem Allem noch das Allerschlimmste ist?"

Der Domherr antwortete auf die Frage nicht. Er hatte seine Blicke den Strom hinauf nach der alten Sägemühle gerichtet, und dort schien etwas seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen zu haben.

Der Kutscher fuhr dennoch fort:

„Das Schlimmste ist, daß Preußen seine Grenzen so nur hauptsächlich gegen die deutschen Länder abschließt. Dahinten an der russischen Grenze soll es ganz anders sein; da sollen im Gegentheil die Russen ihre Grenze gegen Preußen absperren, und die preußische Regierung soll mit der russischen sogar einen Vertrag geschlossen haben, durch welchen das ausdrücklich so festgestellt ist und die armen preußischen Einwohner selbst für das Salz dreimal so viel bezahlen müssen, als es in Rußland kostet, und —"

Der Domherr unterbrach den Redefluß des Kutschers.

„Ich denke, wir haben nun genug von der Geschichte gesprochen. Ihr wolltet meine Befehle holen. Ihr wartet hier auf mich, bis ich zurückkomme."

„Der gnädige Herr will also zu Fuß nach Ovelgönne?"

„Ja!"

„Der gnädige Herr kennt den Weg?"

„Ja!“

Der Kutſcher zog ſich zurück.

Der Domherr konnte ungeſtört dem Anblick folgen, der ſich ihm darbot.

Die hübſche Kellnerin hatte ihm ſeinen Kaffee gebracht und Wein, Brod und Käſe für den Kutſcher auf einen Tiſch ſeitwärts am Hauſe geſtellt. Sie war dann ſtehen geblieben, um nach der Fähre zu ſchauen.

Das Ueberſetzen erforderte Zeit. Die Nachen lagen am dieſſeitigen Ufer. Da mußte der Fährmann zuerſt einen losbinden, hinüberfahren, drüben einſteigen laſſen, wieder zurückfahren.

Die Kellnerin mußte lange warten.

Endlich kam Jemand um die Mühle herum, langſam, beſchwerlichen Schrittes.

Es war ein langer, hagerer, ärmlich gekleideter Mann, er ging lahm und darum auch ſo langſam und beſchwerlich. Das eine Bein war ihm viel kürzer als das andere; dennoch, wenn er auch auf dem kürzern Beine ſtand, ſchien er noch ſeine ſechs Fuß zu meſſen. Er hatte ein kränkliches, leidendes Ausſehen und ſchien die Mitte der vierziger Jahre überſchritten zu haben. Er ging auf das Haus zu. Die Kellnerin hatte er nicht gleich geſehen.

Aber ſie ſah ihn, das friſche Geſicht röthete ſich lebhafter und ſie ſtürzte fort, auf den langen, lahmen, lei-

denden Mann zu, umfing ihn mit ihren Armen und rief: „Vater! Vater!“ und vergaß alles Andere.

„Hm, wie die Karoline!“ ſagte der Domherr für ſich. „Und Dame Gisbertine?“

Das Mädchen führte den lahmen Mann in eine Laube des Gärtchens dicht am Hauſe. Sie war dort mit ihm allein und doch für ihren Dienſt immer bei der Hand. Sie war ſo glücklich; ſie mußte ihn lange nicht geſehen haben; ſie war ſo traurig, daß ſie ihn ſo leidend wiederſah; ſie war ſo zärtlich, denn ſie trat auf die Seite des lahmen Fußes und legte ſeinen Arm in den ihrigen, daß er ſich im Gehen auf ſie ſtützen konnte.

Der lahme Mann freute ſich ihres friſchen, blühenden Ausſehens.

Als beide ſich recht ausgefreut haben mochten, flog das Mädchen flink aus der Laube in das Haus; nach wenigen Minuten war ſie wieder da mit Kaffee und Milch und Zucker und Zwieback und dabei zwei Taſſen, wie wenn zwei Gäſte zwei Portionen Kaffee beſtellt hätten. Sie trug es in die Laube zu ihrem Vater; ſie ſetzte ſich zu ihm; ſie ſchenkte ihm, ſie ſchenkte ſich ein; der arme kränkliche Mann ſollte ſich einmal etwas zu gute thun, und damit es ihm recht gut thue, trank ſie mit ihm.

Sie konnte nur nicht lange bei ihm bleiben.

Es kamen neue Gäſte, zwei Handelsjuden mit breiten

runden Geldkatzen um den Leib, mit liſtigen Geſichtern, deren Uebermuth der vollen Geldkatzen ſich bewußt war.

„Wirthſchaft!“ riefen ſie.

Die Kellnerin mußte zu ihnen eilen.

„Kaffee!“ befahl der eine.

„Gotts Wunder“, rief der andere, „wer wird trinken heißen Kaffee bei dieſer Hitze? Wir trinken Wein.“

„Wirſt Du ihn bezahlen?“

„Kann ich es doch! Alſo Wein, Jungfer, bringe Sie Wein. Ein ganzes Maß gleich und auch eine Flaſche Schnaps und vier Gläſer! Wir erwarten Geſellſchaft.“

Und nun befahl auch der erſte, der nur hatte Kaffee trinken wollen; er verlangte Brod und Butter und Käſe und Fleiſch.

Und wie das Mädchen ging, Alles zu beſorgen, hörte ſie drüben vom andern Ufer, hinten an der Fähre, ſchon wieder ein „Hol' über!“ rufen; es kamen alſo neue Gäſte, die ſie dann wieder bedienen mußte. Ihre Freude war für den Augenblick, vielleicht für längere Zeit dahin. Sie ging verdrießlich zu der Laube, ſich und den Vater zu vertröſten; dann machte ſie ihre Beſorgungen.

Der lahme, kränkliche Mann ſaß ſo allein und traurig da.

„Hm, hm“, ſagte der Domherr, und er ſtand auf und

Der Mann fiel ihm auf, ſchien ihm intereſſant zu werden.

Die ärmliche Kleidung war keine bäuerliche der Gegend; das Geſicht des Mannes hatte feine, intelligente Züge; es war ſo leidend, ſo tief und traurig nachdenklich; der Mann war ſo rieſig groß, ſo hager und dürr und dabei lahmte er.

Der Domherr kehrte zu ſeinem Tiſche zurück, nahm ſeine Taſſe Kaffee und ging damit zu der Laube.

„Iſt's erlaubt?“ ſagte er.

Damit ſetzte er ſeine Taſſe Kaffee auf den Tiſch und ſich auf die Bank zu dem lahmen Mann.

Der Mann zog höflich ſeinen Hut, rückte ein wenig und ſagte:

„Es iſt ja Platz hier!“

„Richtig“, ſagte der Domherr. „Und darum ſollten Sie nicht rücken. Wenn nachher Ihr Kind zurückkommt, rücke ich, oder ich gehe auch ganz. Ihr Kind hatte eine rechte Freude, Sie wiederzuſehen. Es that mir wohl. Sie hatten ſie wohl lange nicht geſehen?“

„Seit zwei Jahren nicht.“

„Sie ſind hier in der Nähe zu Hauſe?“

„Ich bin Schulmeiſter in Heimſen, drüben im Preußiſchen, eine Stunde von hier.“

„So, ſo, Schullehrer! Und wo war Ihre Tochter in den zwei Jahren?“

„Hm, Hochwürden —“ ſagte der Mann.

„Ja, Sie kennen mich, Herr Schulmeiſter?“

Der Schulmeiſter zeigte ſchweigend auf das Domherrnkreuz.

„Ja ſo! Nun, was wollten Sie mir ſagen?“

„Zuerſt, Hochwürden, daß das Mädchen nicht meine Tochter iſt.“

„Sie nannte Sie doch Vater und freute ſich wie ein Kind, das ſeinen Vater wiederſieht.“

„Und auch ich freute mich wie ein Vater, der ſeine Tochter wiederſieht. Ich liebe ſie auch wie mein Kind, und ich habe ſie — aber das wäre eine lange Geſchichte.“

„Könnten Sie ſie mir erzählen?“

Der Schullehrer ſann einen Augenblick nach. Auf die Frage antwortete er nicht.

„Hochwürden“, ſagte er, „wünſchten zu wiſſen, wo das Mädchen in den zwei Jahren war. Sie war Kellnerin bei dem Wirth in Kaſſel, der für dieſen Sommer die Wirthſchaft hier auf der Sägemühle gepachtet hat.“

„Und ſie hatte Sie in der ganzen Zeit nicht beſucht?“

„Das koſtet Zeit und Geld, die ſolch ein armes Mädchen nicht übrig hat. Seit zehn Tagen iſt ſie hier. Vor fünf Tagen konnte ſie es mir erſt ſagen laſſen. Heute konnte ich ſie erſt beſuchen. Ich habe auch nicht immer Zeit.“

„Und die lange Geſchichte?“ fragte der Domherr doch noch einmal.

Der Schullehrer ſann noch einmal nach.

In dem Geſicht des Domherrn war ſo klar die Gutmüthigkeit zu leſen. Kirche und Schule, wenn ſie recht und echt ſind, gehören doch nun einmal zuſammen.

„Wenn ſie Sie intereſſirt“, ſagte er.

„Gewiß, Herr Schulmeiſter.“

„Aber ich muß weit ausholen.“

„Das pflegt man bei langen Geſchichten zu müſſen.“

„Ich war zuerſt Soldat —“

„Mit Ihrem lahmen Fuß?“

„Ja und nein. Ich war ſchon in meinem achtzehnten Jahre ſo groß gewachſen, wie Sie mich jetzt ſehen; ich war noch größer; ich lahmte noch nicht; ich maß ſechs Schuh und fünf Zoll. Mein Vater war Schullehrer im Ravensbergiſchen. Ich ſollte ſein Nachfolger werden; dann konnte ich auch nicht zum Soldaten ausgehoben werden. Ich wurde in ein Seminar geſchickt, nach Bielefeld. Das war mein Unglück. In der Stadt lag eine Garniſon. Zu ihrer Inſpicirung kam einmal ein General aus Berlin hin. Er ſah mich. Der muß zur Garde nach Potsdam, war das erſte Wort, das er zu den Offizieren geſagt hatte. Er iſt im Seminar, er braucht nicht zu dienen, wurde ihm erwidert. Der General hatte dazu

gelacht. Nach vierzehn Tagen kamen zwei Unteroffiziere in das Seminar, holten mich mit Gewalt heraus und brachten mich im Poſtwagen nach Potsdam. Dort wurde ich in das erſte Garderegiment geſteckt, und zwar in die erſte Compagnie, in der die größten Menſchen waren. Ich war ſo groß, daß ich im erſten Gliede nicht zu den Kleinern gehörte. In Bielefeld hatte ich keinen Menſchen ſprechen, über die Gewalt, die gegen mich verübt war, keine Klage führen können; auch unterwegs im Poſtwagen konnte ich es nicht. In Potsdam war es noch weniger möglich; ich kam nicht aus der Kaſerne. Nach vierzehn Tagen ſollte ich mit andern neuen Rekruten dem Könige vorgeſtellt werden. Der König hatte die bekannte Leidenſchaft für große Menſchen in ſeiner Garde. Du nimmſt dir doch ein Herz und ſagſt ihm Alles, war mein Vorſatz. Aber unſer Hauptmann mochte mir angeſehen haben, was ich vorhatte, oder Aehnliches mochte ſchon oft vorgekommen ſein. Am Morgen vor der Vorſtellung ſagte mir der Hauptmann: „Wenn Du gegen Seine Majeſtät ein Wort der Klage führſt, ſo hilft Dir das nichts, als daß Du ſechs Wochen auf Latten kommſt. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort.““

Der Domherr unterbrach den Schulmeiſter.

„Im erſten Garderegiment ſtanden Sie?“

„Ja.“

„Und in der erſten Compagnie?“

„In der erſten Compagnie.“

„Hm, und wie hieß Ihr Hauptmann?“

„Baron von Steinau.“

„Hm, hm! Fahren Sie fort.“

„Wir wurden darauf dem Könige vorgeſtellt. Wir mußten zum Schloſſe marſchiren und uns in einem kleinen Hofe aufſtellen, nur wir Rekruten; nur der Hauptmann und ein Lieutenant führten uns. Nach einiger Zeit kam der König aus dem Schloſſe heraus. Offiziere waren nicht mit ihm, aber ein paar Damen. Sie ſchienen von der Tafel zu kommen. Er ſah ſehr vergnügt aus, auch die Damen. Königliche Prinzeſſinnen waren dieſe Damen nicht; wenn ſie auch mit Gold und mit Sammt und Seide beladen waren, ſie ſahen nicht vornehm aus und der König ging auch nicht ſonderlich mit ihnen um. Aber beſonders die eine war ſehr ſchön und mit ihr ſprach auch der König meiſt. Ich ſah ſie ſpäter noch einige Male und da hörte ich, daß ſie Madame Rietz hieße und die Frau, ich glaube, eines Kammerdieners des Königs ſei. Nachher hat er ſie zu einer Gräfin gemacht. Als ich den König ſo vergnügt ſah, kam neue Hoffnung in mich. Er wird dich anhören; der Hauptmann wird nicht den Muth haben, dich zu unterbrechen, wenn der König dir einmal zuhört. Und dann werden die Damen

für dich ſprechen; ſie haben ja mitleidige Frauenherzen. Der König war zu uns getreten. Er beſah uns mit Wohlgefallen. Wir waren alle groß, trugen neue Uniformen, waren noch nicht lange in dem elenden Kaſernendienſt und hatten alſo noch ein friſches Ausſehen.

„Schöne Burſchen, nicht wahr?“ ſagte der König zu der Madame Rietz.

„Man muß Eurer Majeſtät Glück zu ihnen wünſchen“, erwiderte dieſe.

„Auch dem Hauptmann von Steinau“, ſagte der König. „Hat doch die ſchönſte Compagnie in meiner ganzen Armee.“

Der Hauptmann wurde um zwei Zoll größer. Auf mich achtete er in dieſem Augenblicke nicht.

Wenn doch jetzt der König zu dir treten möchte, dachte ich.

Er trat an die einzelnen von uns heran. Aber er kam nicht zuerſt zu mir; ich war erſt der fünfte oder ſechste. Endlich ſtand er vor mir. Das Herz klopfte mir. Er mußte auch mich anreden, und dann — Der Hauptmann hatte ſich zwar ganz nahe zu mir geſtellt. Er hatte mir angeſehen, was ich vorhatte; er hatte auch ſeinen Entſchluß gefaßt; ich las es in ſeinem Geſichte. Ich wollte, ich mußte dennoch Alles wagen.

Der König beſah mich zuerſt von unten bis oben. Ich mußte ihm beſonders gefallen. Er ſtreichelte mir das

Kinn, an dem ich noch kein Härchen hatte. Dann wandte er ſich zu der ſchönen Frau zurück.

„Wie Milch und Blut, Madame! Wie ein Mädchen! Auch das Kinn noch ſo glatt. Ganz wie ein Mädchen!“

Auf einmal lachte er.

„Schöne Mädchen von ſieben Fuß! Eine ſolche Garde! Schade, daß es nicht möglich iſt!“

Die andere Dame, nicht die ſchöne — ſie ſchien eine Hofdame zu ſein — bemerkte:

„In Afrika, Majeſtät, ſoll es Potentaten geben, die ſich eine Garde von Amazonen halten!“

„Auch die Offiziere ſind Frauen?“ fragte der König.

„Alle, ſelbſt der General.“

„Gar kein übler Gedanke!“ lachte der König.

Dann wandte er ſich wieder zu mir.

Er mußte mich fragen, wie er die andern vor mir gefragt hatte.

„Dein Name?“

„Heinrich Hausmann, Majeſtät!“

„Woher?“

„Aus Weſtfalen.“

„Brave, tüchtige Leute, die Weſtfalen!“ ſagte der König.

Jetzt galt es.

„Aber, Majeſtät —“ ſagte ich.

Er ſah mich verwundert an.

„Keine braven Leute?“

„Gewiß, gewiß, Majeſtät. Aber mich hat man aus meiner Heimat geſtohlen, geraubt. Ich war Seminariſt, zum Schullehrer beſtimmt —“

Der König unterbrach mich.

„Du kannſt alſo leſen und ſchreiben?“

„Zu Befehl, Majeſtät.“

„Dann kannſt Du es zum Unteroffizier bringen.“

Damit ging der König weiter.

Ihm nachgehen, aus dem Gliede treten durfte ich nicht. Aber nachrufen wollte ich ihm, um meine Freilaſſung ihn bitten.

Da trat der Hauptmann von Steinau zwiſchen ihn und mich, und er ſah mich ſo feindlich drohend an, daß ich kein Wort mehr hervorbringen konnte.

Seine drohende Miene gewahrte aber auch die Madame Rietz, und ſie wußte wohl genau, was ſie zu bedeuten habe.

„Herr von Steinau!“ ſagte ſie leiſe zu ihm.

„Befehlen?“ erwiderte er.

„Thun Sie dem Menſchen nichts.“

„Gnädige Frau —“

„Ich bitte Sie darum.“

„Aber ſeine Frechheit!“

„Ihr Ehrenwort, Herr von Steinau, daß ihm nichts geſchieht!“

Sie hatte ihm ihre Hand hingehalten.

Er mußte ſie nehmen und ſeine Lippen auf den Handſchuh drücken.

„Habe ich es?“ fragte ſie.

„Zu Befehl.“

Die Madame Rietz, Euer Hochwürden — ich will eine ſolche Frauensperſon nicht vertheidigen — aber ſie hatte auch ihre guten Seiten, und ihr mitleidiges Herz haben viele arme Leute dankbar rühmen müſſen.“

„Hm“, ſagte der Domherr, halb für ſich, „ob der Herr von Steinau ihr darum die Hand küßte, die Frau des Kammerdieners gnädige Frau nannte und Befehle von ihr annahm? — Erzählen Sie weiter.“

Der Schullehrer Heinrich Hausmann erzählte weiter:

„Der König mußte das Flüſtern der Beiden gehört haben. Er wandte ſich um. Dabei ſah er auch mich.

Mein Plan war geſcheitert; ich erhielt meine Freiheit nicht wieder. Ein ſchwerer Schmerz, eine vollſtändige Niedergeſchlagenheit hatten mich plötzlich ergriffen. Die Aufregung vorhin mußte mir die Geſichtsfarbe gehoben haben, jetzt mußte ich leichenblaß ausſehen. Das ſah der König.

„Halte Er den Burſchen gut, daß er den Dienſt aushalten kann“, ſagte der König zu dem Hauptmann.

Ich wurde gut gehalten in der Compagnie, aber was half es mir? Ich blieb Sklave, und der Dienſt war ohnehin ſchwer genug. Ich war erſt achtzehn Jahre alt; mein Körper war noch mitten in ſeiner Entwicklung; war ich frühzeitig ungewöhnlich lang in die Höhe geſchoſſen, ſo fehlten den Knochen und Gliedern deſto mehr die Kräfte. Nach ſechs Wochen fing ich an, in meinem linken Fuße zuerſt eine Mattigkeit und dann zugleich einen Schmerz zu fühlen, die immer mehr zunahmen; auf der linken Seite mußte ich immer die ſchwere Muskete tragen. Nach drei Wochen mußte ich den Fuß nachziehen; noch drei Wochen ſpäter konnte ich nur völlig lahm gehen. Der Hauptmann hatte anfangs gemeint, ich verſtelle mich; dann wurde er beſorgt; darauf mußte der Compagniechirurgus mich unterſuchen. Der meinte, es ſei das Wachſen; es werde ſich ſchon geben; ich werde ſogar noch größer werden. Aber ich wurde nicht größer; das Bein ſchwoll mir auf; ich konnte nicht darauf treten; der Regimentsdoctor mußte kommen, mich unterſuchen. Er machte ein ſehr bedenkliches Geſicht. Ich wurde in das Lazareth gebracht, auf einem Streckbett feſtgeſchnallt. Da lag ich, ohne mich rühren zu können, drei Monate. Die Geſchwulſt in meinem Fuße hörte auf, der Schmerz auch; aber als ich wieder aufſtand, war das kranke Bein einen Zoll kürzer als das geſunde; ich war ein Hinkender.

Der Hauptmann fluchte ſchrecklich.

„Was iſt da zu machen, Doctor?“ fragte er den Regimentsarzt.

„Den Burſchen laufen laſſen, Herr Hauptmann.“

Der Hauptmann fluchte ärger.

„Es iſt nicht möglich. Der König erkundigt ſich nach dem Menſchen. Er hat mir befohlen, ihn gut zu halten. Ich riskire meinen Abſchied, wenn ich die Entlaſſung des Burſchen melden müßte. Wiſſen Sie denn gar kein Mittel, Doctor?“

„Es ließe ſich noch eins verſuchen.“

„Nennen Sie es.“

„Wir brechen dem Menſchen das nur durch Krümmung verkürzte Bein und heilen es ihm dann wieder gerade.“

„Das geht?“

„Wenn es glückt, ja.“

„Auf der Stelle, Doctor. Es muß glücken.“

Ich vergeſſe es nie, wie dem Hauptmanne die Augen leuchteten.

Mir wollten vor Schreck die Sinne vergehen.

„Auf der Stelle läßt es ſich nicht machen“, ſagte der Arzt. „Da müſſen erſt längere Vorbereitungen getroffen werden.“

„Ich gebe es gar nicht zu; es iſt mein Bein!“ rief ich.

Ich wurde ausgelacht.

„Du haſt nichts zu ſagen!“

Ich wurde in ein einſames Zimmer gebracht, in dem nur Vertraute des Hauptmanns zu mir kamen.

Der Doctor traf ſeine Vorbereitungen. Nach vier Wochen kam er mit drei oder vier Chirurgen, mit Inſtrumenten und Maſchinen, mit Schienen und Bandagen. Zwei Unteroffiziere kamen mit ihnen. Die Unteroffiziere mußten mich halten, daß ich mich nicht wehren konnte. Die Chirurgen entkleideten mich. Der Doctor zerbrach mir mit einer Maſchine den Fuß.

Es war ein furchtbarer Schmerz. Von dem Schmerz will ich Ihnen jedoch nichts ſagen; mein Zorn, meine Wuth aber — doch wozu ſoll ich Ihnen auch davon erzählen?

Der zerbrochene Fuß wurde mir eingeſchient. Dann mußte ich wieder ein Vierteljahr feſtgeſchnallt auf dem Streckbett liegen.

Als ich aufſtand, war der Fuß beinahe ſo kurz und völlig ſo ſteif wie vorher.

Der Hauptmann fluchte entſetzlich.

Der Doctor machte ein verlegenes Geſicht.

„Der Burſche hielt nicht ſtill bei der Operation“, wollte er ſich herausreden.

erkundigt; ich habe ihn mit Allerlei hinhalten müſſen. Doctor, iſt denn gar nichts mehr zu machen?“

„Man müßte es verſuchen, das Bein noch einmal zu brechen; diesmal mit größerer Vorſicht.“

„Laſſen Sie den Burſchen binden, daß er keine Sehne rühren kann“, rief der Hauptmann.

Hochwürdiger Herr, wie mir damals zu Muthe war, das kann ich Ihnen gar nicht ſagen. Ich weiß nur, daß ich weinen mußte wie ein Kind. Ich rief meinen Vater und meine Mutter zu Hülfe, die ſo weit von mir waren — ich war allein, ſo ganz allein, ganz in der Gewalt der grauſamen Menſchen, die kein Erbarmen, kein Herz hatten!

Das Bein wurde mir noch einmal zerbrochen. Ich litt entſetzliche Schmerzen, entſetzliche Qualen. Und es war Alles vergeblich geweſen. Ich blieb lahm wie vorher; mein ganzer Körper war zugleich ruinirt. Es verging beinahe ein Jahr, bis ich aus dem Lazareth entlaſſen werden konnte. Was ſollte aus mir werden, als ich es verlaſſen hatte? Soldat konnte ich nicht bleiben. Man wollte mich auch, obwohl ich eine gute Handſchrift hatte, nicht in der Schreiberei der Compagnie beſchäftigen. Man ſcheute meine Anweſenheit. Ich war den Herren ein Vorwurf. Was ſie gegen mich gethan, hätte dem

hatten, habe ich nicht erfahren. Da kam eines Tages der Feldwebel zu mir und theilte mir mit, daß der Herr Hauptmann in seiner besondern Güte und Gnade mir eine Schullehrerstelle in Westfalen, also gar in meiner Heimat, ausgewirkt habe, und ich wurde mit einem Postfreipaß hierher in den äußersten Winkel des Westfalenlandes nach dem Dorfe Heimsen als Lehrer geschickt. Da habe ich seitdem bleiben müssen. Mein Vater war schon gestorben, während ich noch Soldat in Potsdam war, und seine Stelle sofort wieder besetzt worden. Ich hatte kein Geld, um noch einmal auf das Seminar zu gehen und mich für eine bessere Stelle vorzubereiten.

Und nun will ich Euer Hochwürden erzählen, wie ich zu dem Mädchen, der Henriette, gekommen bin. Sie war die Tochter meines Vorgängers in Heimsen. Der arme Mann war mit Frau und Kindern am Nervenfieber gestorben; nur ein Kind war übrig geblieben, die Henriette; sie war damals zwei Jahre alt und —

Aber ich muß Ihnen vorher sagen, worin die große Güte und Gnade bestand, mit welcher der Hauptmann von Steinau mir die Schulmeisterstelle in Heimsen verschafft hatte. Die Stelle trug und trägt mir Folgendes ein: ich habe freie Wohnung, jährlich vierzehn Thaler Gehalt und gehe bei den Bauern der Gemeinde der Reihe nach herum, um mich des Mittags mit ihren Knechten und

Mägden ſatt zu eſſen. Das iſt Alles. Die Gemeinde iſt ſehr arm. Meine Wohnung beſteht in einer einzigen Stube im Schulhauſe, die mir zum Aufenthalte bei Tag und bei Nacht dient, und zugleich zur Küche, wenn ich etwas zu kochen habe.

Für dieſes Einkommen mußte ich alle Tage Schule halten und mußte ich damals das verlaſſene zweijährige Kind meines Vorgängers übernehmen, deſſen ſich Keiner in der Gemeinde annehmen wollte und deſſen Verſorgung ſie ſo von ſich abſchüttelte.

Und jetzt wiſſen Sie, hochwürdiger Herr, wie ich zu dem Mädchen kam und ſie zu mir. Wie ſie mit mir und ich mit ihr hungerte, das erzähle ich Ihnen nicht. Wie ſie aber immer mit der kindlichſten Liebe und Dankbarkeit an mir gehangen hat, das brauche ich Ihnen nicht mehr zu ſagen; Sie haben es an der Freude geſehen, mit der ſie mich hier empfing. Doch noch eins von ihr. Sie war meine beſte Schülerin, die ich in der Gemeinde gehabt habe. Darum ſchien ſie mir auch zu gut für das arme elende Dorf und ich brachte ſie, als ſie fünfzehn Jahre alt war, nach Warburg in die Stadt als Magd zu einer ordentlichen Herrſchaft. Sie war dort ſo anſtellig, daß ſie bald Kellnerin im Gaſthofe werden konnte, und ſie war ſo brav und ſolid, daß ich es vor zwei Jahren wagen durfte, ſie als Kellnerin nach

Kaſſel gehen zu laſſen, wo ſie einen leichtern Dienſt und mehr Lohn hat. Ihr Kaſſeler Herr hat ihr in dieſem Sommer hier die Reſtauration anvertrauen können.“

Der Schullehrer ſchloß damit.

„Und nun kenne ich Ihre lange Geſchichte?“ fragte der Domherr.

„Ich fürchte, Sie war Euer Hochwürden auch lang weilig.“

„Hm, das könnte ich eben nicht ſagen. Aber eine Frage noch, lieber Schulmeiſter. Haben Sie nachher nichts wieder von Ihrem Hauptmann von Steinau gehört?“

„Nichts Gewiſſes. In den Winkel, in welchem mein Dorf liegt, kommt kein Fremder; zu den armen Bauern kommen keine Zeitungen. Aber im vorigen Jahre hatten einige Burſchen des Dorfes den Feldzug nach Frankreich mitgemacht; die erzählten bei ihrer Rückkehr von einem General von Steinau, der in einer Schlacht ſchwer verwundet worden ſei; ſie meinten gehört zu haben, das Bein ſei ihm abgeſchoſſen.“

„Bein für Bein! Zahn für Zahn!“ warf der Domherr hin.

„Ich möchte es ihm nicht wünſchen, hochwürdiger Herr. Wer weiß auch, ob dieſer General mein ehemaliger Hauptmann war.“

„Wie ſah Ihr Hauptmann aus?“

„Er war ein großer, ſchöner Mann.“

„So, ſo! — Aber ich muß fort“, ſagte der Domherr dann, nachdem er auf ſeine Uhr geſehen hatte. „Und da kommt ja auch Ihre Tochter wieder, mit der Sie lieber ſprechen werden als mit mir. Sie ſind ein braver Mann, Herr Schulmeiſter, wenn Sie auch die Bibel nicht ganz gründlich ſtudirt zu haben ſcheinen. Zahn um Zahn, Auge um Auge, es ſteht nun einmal darin. Aber wie Sie es meinen, ſo mag es am Ende auch gut ſein. Und Sie, mein liebes Kind“, wandte er ſich darauf an die hübſche Kellnerin, die in die Laube zurückgekehrt war, „meine liebe Henriette, ſo heißen Sie ja wohl?“

„Henriette Brand!“ ſagte das Mädchen.

„Alſo, meine liebe Henriette Brand, wir werden hoffentlich hier uns noch öfter wiederſehen und Freunde werden. Und hier für meinen Kaffee und für den Wein des Kutſchers.“

Er gab ihr einen von ſeinen Kronthalern.

„Der gnädige Herr bekommen zurück“, ſagte die Kellnerin.

„Eigentlich nicht, und ich komme ja auch heute Abend wieder hierher. Ah, da fällt mir noch eins ein — ich hätte es beinahe vergeſſen. In einer Stunde wird ſich hier eine luſtige Geſellſchaft aus dem Bade einfinden.

Sie wollen an der Sägemühle einen vergnügten Abend zubringen und gar tanzen. Tanzen, heute tanzen, heute, da Tausende und Tausende armer Menschen auf den Schlachtfeldern verbluten! O, o!"

Die hübsche, frische Kellnerin war plötzlich blaß geworden. Sie sah den Domherrn fragend an; sie hatte eine Frage an ihn auf den Lippen und nicht den Muth, sie auszusprechen.

„He", sagte der Domherr, „was fehlt Ihnen?"

Da war ihr doch der Muth gekommen, die Frage zu thun.

„Hat der gnädige Herr Nachricht von der Armee?"

„He, he", sagte der Domherr noch einmal, „ist das Herz da hinten bei der Armee? Auch hier eins?"

Die Bläſſe des Mädchens hatte einer dunklen Glut Platz gemacht.

Auch der Schullehrer sah sie verwundert an.

„Ich erzähle Dir Alles, Vater", sagte sie zu diesem. „Haben Sie Nachrichten?" fragte sie so bittend wiederholt den Domherrn.

„Ich weiß nur", antwortete der Domherr, „daß vorgestern schon in der Frühe eine Schlacht gewesen sein muß und —"

„Hm, mein liebes Kind, mit der Wahrheit hinter dem Berge zu halten, hat noch niemals gut gethan. Aber vorher auch von Ihnen ein klein wenig Wahrheit. Hat das Herz etwas da hinten bei der Armee?"

„Einen Verlobten", geſtand ſie erröthend.

„Und er iſt?"

„Unteroffizier bei der Landwehr."

Und zu dem Schullehrer ſich wendend, ſetzte ſie hinzu:

„Louis Becker, Vater. Er war ſchon im Gaſthofe zu Warburg mit mir zuſammen."

„Zuſammen?" fragte der Domherr.

„Er war Kellner."

„So, ſo! Nun, ich hatte hinzufügen wollen, es ſcheine mir kein gutes Zeichen zu ſein, daß wir heute, am dritten Tage, noch nicht einmal Nachricht haben. Eine Siegesbotſchaft wäre ſchon da. Aber es iſt nur meine Anſicht, liebes Kind, und laſſen Sie ſie nicht bis in Ihr Herz kommen. Trifft gute Nachricht ein, ſo bin ich der erſte, der ſie Ihnen hierher bringt."

Er gab dem Schullehrer und dem Mädchen die Hand und ging.

„Die könnte heute nicht mehr tanzen", ſagte er im Gehen für ſich. „Gisbertine kann es!"

Er nahm ſeinen Weg nach der alten Sägemühle, zu der Fähre hinter derſelben. Er wollte ſich über die

Diemel ſetzen laſſen. Vom jenſeitigen Ufer führte durch das Gebirge ein näherer Fußweg nach Ovelgönne. Der Domherr kannte in dem Gebirge Weg und Steg.

Die Fähre fuhr mit ihm ab.

Als ſie nicht weit mehr von dem andern Ufer war, wurde dort der Huf eines Pferdes laut. Sehen konnte man nichts. Durch die Berge lief ein Hohlweg bis hart an den jenſeitigen Fährplatz.

Der Domherr blickte um ſo erwartungsvoller hin.

Ein Pferd in dem Gebirge?

Da kam ein Reiter aus dem Hohlwege hervor. Ein Führer zu Fuß begleitete ihn. Der Reiter war ein Offizier; der Domherr erkannte die heſſiſche Uniform.

Der Nachen hatte in demſelben Augenblicke das Ufer erreicht. Der Domherr ſprang an das Ufer.

Der Offizier ſprang vom Pferde.

„Das trifft ſich ja", ſagte er. „Da brauche ich nicht zu warten."

Er übergab dem Führer das Pferd und Geld. Er wollte in den Nachen ſpringen. Er beſann ſich. Er wandte ſich an den Domherrn, der neben ihm ſtehen geblieben war.

„Sie kommen von der Sägemühle drüben, mein Herr?"

„Wie Sie ſehen, mein Herr."

„Sind Sie bekannt dort?“

„So ziemlich.“

„Iſt eine Kellnerin Namens Henriette Braud da?“

„Ja, mein Herr!“

„Teufel, das trifft ſich ja wieder.“

Der Offizier wollte in den Nachen ſpringen.

Aber nun hatte der Domherr eine Frage an ihn, auch wohl mehrere.

„Ah, mein Herr, Sie kommen vom Kriegsſchauplatze?“

„Ja, mein Herr.“

„Und bringen der hübſchen Kellnerin Nachricht von dort?“

„Gewiß.“

„Gute?“

„Einen Brief von ihrem Bräutigam.“

„Geſchrieben nach der Schlacht?“

„Teufel! Wiſſen Sie hier ſchon etwas von der Schlacht?“

„Ich kam vorgeſtern früh vom Rhein. Da hörte man die Kanonade.“

„Es war das Treffen bei Quatrebras.“

„Sein Ausgang?“

„Die Preußen mußten ſich zurückziehen.“

„Und was folgte weiter?“

„O, mein Herr, geſtern, am ſechzehnten, die unglückliche Schlacht bei Ligny. Die Alliirten wurden auf allen Seiten geſchlagen. Sie haben Wunder der Tapferkeit verrichtet, furchtbare Verluſte erlitten; das Unglück verfolgte ſie, warf ſie nieder. Ich bin aus dem Blücher'ſchen Hauptquartier zum Kurfürſten nach Kaſſel geſchickt, um ihm Meldung zu machen."

„Und heute?" fragte der Domherr.

„Heute iſt Ruhetag für alle Theile, und was morgen und übermorgen werden wird, ſteht in Gottes Hand."

„Alſo Niederlage", ſagte der Domherr, „Blutbad, Gemetzel! Es fehlte noch."

Dann wandte er ſich wieder an den Offizier.

„Mein Herr, darf ich Sie um den Namen des Bräutigams der Kellnerin bitten?"

„Lieutenant Becker, mein Herr."

„Offizier?"

„Seit geſtern. Auf dem Schlachtfelde ernannt, vom alten Blücher ſelbſt. Er war bis dahin Unteroffizier geweſen."

„Hm, hm! Noch eins, mein Herr. Sie erwarten noch ſchwere Schlachten in den nächſten Tagen?"

„Ströme von Blut, mein Herr. Es muß zur Entſcheidung kommen, unumgänglich. Und es muß ein furchtbarer, entſetzlicher Kampf werden."

„Mein Herr, ſagen Sie es dem Mädchen da drüben nicht.“

„Ich werde nicht. Sie wird es ohnehin früh genug erfahren.“

„Alle Welt, alle Welt!“ ſagte der Domherr.

Er ging in das Gebirge hinein.

Der Offizier fuhr über den Fluß nach der Sägemühle. Er ſuchte dort die Kellnerin, denn er hatte eilig. Er fand ſie bald und zwar ſehr beſchäftigt.

Neue Gäſte waren noch nicht wieder eingetroffen, aber die ſchon da waren, hatten deſto mehr zu befehlen.

Es waren die beiden übermüthigen Handelsjuden mit den vollen Geldkatzen und der Beſuch, den ſie erwartet hatten. Dieſer beſtand aus zwei Bauerburſchen.

Bald nach der Ankunft der beiden Juden war wieder am jenſeitigen Ufer der Diemel „Hol' über“ gerufen worden. Der Nachen war hinübergefahren und mit zwei Burſchen zurückgekommen.

Dem einen von dieſen — er mochte in dem Alter von fünf- bis ſechsundzwanzig Jahren ſtehen — ſah man ſchon die volle Verkommenheit an. In ſchmuzigem, zerriſſenem Anzuge ging er ſchlotterig einher; das Geſicht war ihm hohl und aufgedunſen, die Augen lagen darin tief und hohl zurück. Er war trotzdem noch eine kräftige, ſtarkknochige Geſtalt.

Sein Begleiter war ſein völliger Gegenſatz. Es war ein junger Burſche, deſſen zarter und feiner Körperbau ein Alter von kaum vierzehn bis fünfzehn Jahren anzeigte, dem man aber in dem hübſchen und klugen Geſichte mindeſtens ein, wenn nicht gar zwei Jahre mehr mochte anſehen wollen. Wie der Blick ſeiner hellen blauen Augen ein lebhafter und unternehmender war, ſo erſchien auch ſein ganzes Weſen lebendig und keck. Seine Kleidung war zwar eine ärmliche, aber weder ſchmuzig noch zerriſſen.

Der ältere der Beiden machte den Führer.

Sie gingen, nachdem ſie den Boden der Sägemühle betreten hatten, nach dem Wirthshauſe hin. Sie erblickten dort alsbald die beiden Juden.

„Da ſind ſie ſchon. Siehſt Du ſie?“ ſagte der ältere der beiden Burſchen zu ſeinem Begleiter; er ſprach mit einer heiſern Schnapsſtimme.

Der Kleinere ſah ſich die Juden an.

„Die könnten mir nicht gefallen, Konrad“, ſagte er.

„Meinſt Du, ſie gefielen mir?“ lachte der Andere.

„Echte Spitzbubengeſichter!“ fuhr der Knabe fort.

„Sie ſind auch Spitzbuben!“

„Und das ſind Deine Herren?“

„Man muß leben, mein Junge.“

„Und ich ſoll auch in ihre Dienſte gehen?“

„Steht Dir der Fleiſchtopf in Deines Vaters Hauſe ſo voll?“

Der kleinere Burſche antwortete nicht. In ſeinem Geſichte zeigten ſich Abſcheu, Widerwillen, aber auch Unentſchloſſenheit. So ging er neben ſeinem Begleiter zu den Juden.

Die beiden Juden hatten ſich ſeitab von dem Raſenplatz an einen Tiſch geſetzt, der halb verſteckt zwiſchen einem kleinen Gebüſch von Flieder und Nußbaumſträuchern ſtand. Man ſah ſie dort nur von der alten Sägemühle, von dem Raſenplatze ſowohl wie von dem Wirthshauſe her waren ſie nicht zu ſehen. Sie hatten den verborgenen Platz wohl abſichtlich gewählt.

Die beiden Burſchen begaben ſich dorthin zu ihnen.

„Guten Tag, Ihr Herren!“ ſagte der ältere zu ihnen.

„Ihr Herren!“ ſagte er zwar, ſie waren ja auch ſeine Herren, wie er ſeinem jungen Begleiter geſagt hatte. Aber viele Umſtände machte er im Uebrigen nicht mit ihnen. Seine Mütze berührte er kaum und ohne weiteres ſetzte er ſich zu ihnen auf die Bank.

Und ſeinem Beiſpiele folgte ſein junger Begleiter, oder auch wohl nicht ſeinem Beiſpiele.

Zwiſchen dem deutſchen Landvolke und den Juden beſteht ſeit uralten Zeiten eine unauslöſchliche Antipathie. Sie hat wohl nicht allein in religiöſen Anſichten und Vor-

urtheilen ihren Grund. Je ärmer der Bauer und je reicher der Jude iſt, deſto mehr haßt und verachtet der Bauer den Juden, denn deſto mehr iſt er in den Händen des Geldjuden, deſto mehr wird er von dieſem betrogen, deſto herrſchſüchtiger, übermüthiger iſt dieſer gegen ihn.

Da, wo das Heſſen- und Weſtfalenland an einander grenzen, iſt das Landvolk auf beiden Seiten arm und der Handelsjude hat dort ſeinen blühenden Sitz.

„Das iſt der Burſche?“ fragte einer der Juden den ältern Burſchen, indem er auf den Knaben zeigte.

„Das iſt er.“

Der Jude wandte ſich an den Knaben.

„Wie heißt Du?“

„Bernhard Henke“, war die Antwort.

„Woher?“

„Aus Niederhelmern.“

„Der Konrad Maurer hat Dir geſagt, was wir von Dir wollen?“

„Ja!“

„Und Du biſt bereit?“

„Laßt einmal ſelbſt hören, Ihr Herren“, ſagte vorſichtig oder noch ſchwankend der Burſche.

„Erſt laßt uns trinken“, ſagte der Jude.

Er ſchenkte die Gläſer voll, Schnaps in das für Konrad Maurer, Wein in die für die Andern.

Die Kellnerin hatte Alles gebracht.

Konrad Maurer ſtürzte ſein Glas hinunter und ſchenkte ſich ein zweites ein.

Der Burſche Bernhard trank ruhig, langſam.

„Sprechen wir jetzt von unſern Geſchäften“, ſagte der Jude. „Berendche oder Bernhard, der Konrad Maurer hat mir geſagt, daß Du gern einen guten Thaler Geld verdienen möchteſt.“

„Wenn es möglich iſt“, nickte der Burſche.

„Es hängt von Dir ab. Und auch daß Du Courage haſt, hat er mir geſagt.“

Der Burſche nickte ſtumm.

Und daß Du jeden Weg und Steg hier im Gebirge kennſt.“

„Auf ein paar Stunden weit umher, ja.“

„Auf ein paar Stunden weit umher haben wir Geſchäfte hier. So weit geht der Controlbezirk. Weißt Du, was ein Controlbezirk iſt?“

„Fremde Waaren dürfen innerhalb des Controlbezirks von den Zollbeamten angehalten und arretirt werden; außerhalb des Bezirks, alſo wenn ſie ſchon über zwei Stunden weit in das Land hineingebracht ſind, nicht mehr.“

„Richtig; dann ſind ſie frei. Kennſt Du das Städtchen Borgentreich? Es liegt gerade außerhalb des Controlbezirks.“

„Ich kenne es und kenne jeden Weg dahin. Es ist von meinem Dorfe eine Stunde weit entfernt.“

„Wirst Du heute Nacht unsere Leute sicher dahin führen?“

„Sicher vor den Grenzbeamten?“ fragte der Bursche.

„So meine ich.“

„Was gebt Ihr mir, Herr Jude?“

„Ich heiße Schlom Bendix, Bursche.“

„Was gebt Ihr mir, Herr Schlom Bendix?“

„Ich habe gesprochen von einem guten Thaler, den Du solltest verdienen. Ich gebe Dir zwei Thaler preußisch.“

Der Bursche unterdrückte ein listiges Lächeln.

„Wie viele Eurer Leute soll ich führen?“ fragte er.

„Fünf oder sechs.“

„Und was tragen sie?“

„Was werden sie tragen? Grobe Wollenwaaren, etwas Kaffee und Zucker und Tabak.“

„Woran nicht viel zu verdienen wäre?“ fragte der Bursche mit einem unverhohlen listigen Blicke.

„Weißt Du es besser?“ sagte der Jude.

„Ich denke, Schlom Bendix. Eure Leute tragen freilich auch Kaffee und Zucker und auch Wollenwaaren, aber feine. Das Alles ist aber Nebensache und nur zum Schein. Das Meiste, was Ihr ins Land schmuggeln

laßt, ſind ſeine Seiden- und Pelzwaaren, und daran verdient Ihr ein ſchweres Geld."

„Gotts Wunder", ſagte Schlom Bendix, „von wem haſt Du Deine großen Nachrichten, Du geſcheidtes Berndche?"

„Ihr Herren Juden ſeid nicht allein die klugen Leute im Lande", antwortete der Knabe.

„Das ſieht man an Dir, mein Bürſchchen. Nun, biſt Du zufrieden mit den zwei Thalern?"

„Für den Kopf, ja."

„Wie heißt für den Kopf?"

„Das heißt: ſo viele Mann ich führe, ſo vielmal zwei Thaler bekomme ich von Euch."

Schlom Bendix wandte ſich an ſeinen Gefährten.

„Ein geſcheidtes Bürſchchen, Aaron Levi! Ein rar geſcheidtes Bürſchchen. Schade, daß er nicht iſt einer von unſere Leut'. Es könnte was werden aus ihm."

Aaron Levi zuckte mitleidig mit den Achſeln.

Bernhard Henke aber ließ ſich nicht irre machen.

„Ihr mögt mich höhnen, wie Ihr wollt, Ihr Herren Juden, betrügen werdet Ihr mich nicht. Ich weiß, was ich weiß."

„Und was weißt Du, Du Schaute?"

Der Burſche ſann einen Augenblick nach.

„Warum ſollte ich es Euch nicht ſagen", antwortete er dann. „So hört. Ihr müßt heute Nacht zum Joel

Roſenberg in Borgentreich für mehrere Tauſend Thaler Seiden- und Pelzwaaren und andere koſtbare Sachen ſchaffen. Noch heute Nacht. Morgen iſt es zu ſpät. Der Regierungsrath aus Minden, der ſeit ein paar Tagen an der Grenze iſt und hin und her reiſt und überall horcht und ſpionirt, weiß morgen, daß bei dem Joel Roſenberg Eure Niederlage iſt, und er hat Vollmacht, hier zu thun, was ihm gut dünkt, und er wird mit dem Roſenberg nicht viele Complimente machen und ihm das Haus umſtellen laſſen und im Hauſe ihm Alles durchſuchen, unter den verborgenen Luken im Keller und in den doppelten Böden oben in den Stuben."

Die Juden erblaßten.

„Burſche, woher haſt Du das?" rief Aaron Levi.

„Dumme Schaute, es iſt nicht wahr", ſagte Schlom Bendix.

„Nicht wahr?" lachte der Burſche. „Ich ſage Euch vielleicht nachher, von wem ich es habe. Hört jetzt noch etwas Anderes. Der Mindener Regierungsrath hat Eure gewöhnlichen Schmuggelwege nach Borgentreich ſchon ausgekundſchaftet und ſie Euch verlegt. Darum müßt Ihr heute Nacht einen neuen Weg haben, und darum könnt Ihr den da nicht gebrauchen, der nur ſeine alten Wege kennt."

Er zeigte auf Konrad Maurer.

Der Schnapsſäufer hatte ſeine große Branntweinflaſche faſt geleert und lag ſchlafend in einer Ecke der Bank.

Der Knabe fuhr fort:

„Ihr ſchicktet ihn daher zu mir. Er hatte Euch von mir geſagt, daß ich das ganze Gebirge kenne, jeden Schleichweg darin, jeden Stein, jeden Baum in den Wäldern. Er hatte Euch auch geſagt, daß ich ein ehrlicher Burſche bin und daß ich die Preußen haſſe, die meinen armen Vater — doch das gehört nicht hierher. Ihr wußtet alſo, daß ich Euch nicht verrathen würde. Er hatte Euch aber auch weiter geſagt, daß ich ein armer Burſche bin und daß meine Mutter und Geſchwiſter manchmal kein Brod im Hauſe haben. Da hattet Ihr gedacht, mich für ein Stück Brod zu bekommen. Aber darin habt Ihr Euch geirrt. Den da, den Konrad Maurer, habt Ihr für Euer Lumpengeld, weil er Euren Schnaps nicht mehr entbehren kann. Ihr könnt mich nicht entbehren. Nun, was gebt Ihr mir?“

Die Juden hatten einander angeſehen und ſich gefaßt.

„Wollteſt Du haben zwei Thaler für den Mann“, ſagte Schlom Bendix. „Theilen wir ehrlich. Du ſollſt haben für den Mann einen Thaler.“

Der Knabe lachte wieder.

„Ich habe nichts mit Euch zu theilen. Ich will meine zwei Thaler haben.“

Soll mich Gott ſtrafen! Willſt Du nichts laſſen ab?“

„Keinen Heller!“

„Sollſt haben Dein Geld, alſo zehn Thaler im Ganzen.“

„Zehn Thaler im Ganzen? Kämen denn nur fünf Mann?“

„Es werden kommen fünf Mann!“ verſicherte der Jude zweideutig.

„Herr Schlom Bendix, Ihr ſelbſt ſpracht ſchon von fünf oder ſechs.“

„Du ſollſt haben Deine zwölf Thaler.“

„Wenn nur ſechs Mann kommen, Herr Jude; ſonſt zwei Thaler mehr für jeden Mann.“

„Soll Gott meine Seele verdammen“, ſchwor Schlom Bendix.

Aaron Levi aber ſprang wüthend auf, ergriff das Glas des Burſchen und hielt es ihm hin.

„Trink', Du Hund!“

Der Knabe lachte ihn aus.

„Wenn wir mit unſerm Handel fertig ſind, Herr Jude.“

Schlom Bendix hatte ſich beſonnen.

Er ſprach ein paar hebräiſche Worte zu ſeinem Gefährten, dann wandte er ſich wieder an den Knaben.

„Berndche, wir wollen ſein gegen einander aufrichtig. Es werden kommen fünfzehn Mann; Du ſollſt haben dreißig Thaler; es iſt ein Kapital. Schlag' ein!"

Auch der Knabe beſann ſich. Die klugen Augen leuchteten ihm doch. Dreißig Thaler waren ein Kapital für ihn.

„Hier iſt meine Hand!" ſagte er.

Er ſchlug in die des Juden ein.

„Waih, Du biſt der Jude heute!" ſagte Schlom Bendix darauf.

„Noch eins", ſagte aber der Knabe. „Wenn zahlt Ihr das Geld aus?"

„Wenn wir ſind in Sicherheit in Borgentreich."

„Ich denke, wenn wir unſern Weg antreten."

„Auch das, mein Söhnchen. Und nun trink'. Aber trink' nicht zu viel; denn wenn Du wirſt betrunken, dann biſt Du zur Nacht müde und kannſt nicht führen die Leute durch das ſteile Gebirge."

Ein Seitenblick auf Aaron Levi gab dem hitzigen Gefährten zuleich zu verſtehen, wie der Zorn zu Unklugheiten hinreiße.

Dann aber wandten beide Juden ihre Aufmerkſamkeit dem in ſeinem Rauſche ſchlafenden und ſchnarchenden Maurer zu.

„Was fangen wir mit ihm an?“

„Laſſen wir ihn liegen“, ſagte Aaron Levi. „Wir ſind fertig. Gehen wir mit dem kleinen Burſchen, die Stellen zu verabreden, an denen wir heute Abend mit ihm zuſammentreffen.“

Schlom Bendix war wiederum anderer Meinung.

„Wir haben ihn noch nöthig. Er muß werden nüchtern.“

Und er rief nach dem Hauſe hin: „Wirthſchaft! He, Jungfer! Wirthſchaft!“

Die hübſche Kellnerin kam.

„Bringen Sie Waſſer und recht ſtarken Kaffee für den Menſchen!“ befahl ihr Schlom Bendix.

Das Mädchen ſah den Knaben an.

Sie erſchrak.

„Bernhard!“ rief ſie.

Der Knabe ward glühend roth und ſchlug die Augen nieder.

„Bernhard! Bernhard!“ rief ſie noch einmal. „Du biſt es wirklich? Und in ſolcher Geſellſchaft biſt Du jetzt!“

Der Knabe ſprang auf, zu dem Mädchen.

„Ich gehe mit Dir, Jettchen. Ich erzähle Dir Alles.“

Er wollte ſie zu dem Hauſe begleiten.

Aaron Levi fuhr auf.

„Du bleibſt hier, Burſche. Du gehſt nicht mit der Schickſel!“

Der Knabe ſah ihn ſtolz an.

„Haſt Du mich gekauft, Jude? Bin ich Dein Leibeigener?“

Schlom Bendix hielt ſeinen Gefährten zurück.

„Laß ihn gehen, Aaron Levi.“

Der Knabe ging mit dem Mädchen.

„Er wird uns verrathen“, ſagte Aaron Levi.

„Schaute“, erwiderte ihm Schlom Bendix. „Er hat Muth und Stolz und verräth keinen Menſchen. Wir werden ihn noch viel gebrauchen können, wenn er nicht heute Nacht todtgeſchoſſen wird. Es ſollte mir leid thun.“

„Waih, Schlom Bendix, Du biſt ja beſorgt um ihn wie um ein Söhnchen.“

„Es ſollte mir leid thun für uns“, ſagte Schlom Bendix.

„Du haſt Dich mit den Juden eingelaſſen“, ſagte das Mädchen zu dem Knaben.

„Jettchen“, erwiderte der Burſche, „liebes Jettchen, Du kennſt mich doch noch.“

„Du warſt immer etwas leichtſinnig, Bernhard. Wie oft habe ich Dich warnen müſſen!“

Du hatteſt mich doch immer lieb, Jettchen.“

„Weil Du brav warſt.“

„Und ich bin es geblieben.“

„Wollen die Juden Dich nicht jetzt zu etwas Schlechtem verführen?“

„Ich ſoll ihnen nur den Weg zum Schmuggeln zeigen.“

„Iſt das nicht ſchlecht? Iſt das nicht von der Regierung verboten?“

„Ja, Jettchen“, ſagte der Knabe, „warum iſt es von der Regierung verboten? Warum hat die Regierung die hohen Zölle auf Alles geſetzt, was die Leute nöthig haben? Kleider und Eſſen und Trinken, Alles muß Zoll bezahlen und wird theurer für die Armen.“

„Die Regierung muß doch Geld haben, Bernhard.“

„Ja, das ſagen die von der Regierung, aber andere Leute ſagen anders. Da war ich noch geſtern in Vorgentreich; da ſprachen die Leute auch von der Sache und ſie meinten, man ſolle nur den Edelmann beſteuern wie den Bürger und Bauer, dann habe man alle die Zölle an den Grenzen nicht nöthig. So ſei es ja auch in der franzöſiſchen Zeit geweſen. Aber jetzt ſei gerade der reiche Edelmann frei und der arme Mann müſſe bezahlen; er müſſe doppelt bezahlen, die Steuern und die Zölle; denn gerade auf das Nothwendigſte werde der größte Zoll gelegt. Da wehre man ſich nur ſeiner Haut, wenn man ſchmuggle.“

Der Knabe hatte das Mädchen nicht bekehrt.

„Ueberlaß Du das Wehren andern Leuten“, ſagte ſie.

„Wenn ich aber dabei Geld verdiene, Jettchen?“

„Geld für — Bernhard, haſt Du an Deine Mutter gedacht?“

„Für ſie thue ich es ja, Jettchen. Weißt Du, wie viel mir die Juden für die heutige Nacht geben? Dreißig baare Thaler! Es iſt ein Kapital!“

Die Kellnerin erſchrak.

„Bernhard, Bernhard, für ſo viel Geld bringen ſie Dich in große Gefahr. Da gilt es Dein Leben. Bedenke, wenn Deine Mutter Dich verlöre. Die arme Frau hat ſo viel Leiden und Du biſt, Du warſt immer ihr einziger Troſt.“

Sie überzeugte aber auch den Knaben nicht.

„Ich habe keine Furcht, Jettchen. Ich kenne jeden Winkel im Gebirge und führe die Schmuggler auf Wegen, die noch kein Grenzbeamter geſehen hat.“

„Aber die Kugeln ihrer Büchſen fliegen weit.“

„Und in der finſtern Nacht und zwiſchen den Bäumen unſicher.“

Sie waren an dem Hauſe angelangt.

Die Kellnerin ſchickte einen Knecht mit dem Waſſer zu den Juden. Den Kaffee hatte die Köchin noch nicht fertig. Sie mußten darauf warten. Sie traten vor die Thür und wollten plaudern.

Aber ſie konnten nicht.

Der Offizier, dem der Domherr von Aſchen am andern Ufer der Diemel begegnete, war in deſſen Nachen herübergefahren und hatte eben deshalb kein „Hol' über!“ rufen müſſen. So war man am Hauſe nicht früher auf ihn aufmerkſam geworden, als bis er in der Nähe war.

Er ſah vor dem Hauſe das hübſche Mädchen mit dem Knaben ſtehen; das mußte die Kellnerin ſein oder er mußte von ihr über die Kellnerin Auskunft erhalten können. Er beſchleunigte ſeine Schritte.

So ſah ihn das Mädchen. Sie ging aufmerkſam dem Eiligen entgegen.

„Was befehlen Sie?“ wollte ſie fragen.

Da fragte der Offizier ſie:

„Sind Sie die Mamſell Henriette Brand?“

Sie wurde roth. In ihrem Leben war ſie noch nicht Mamſell titulirt worden. Wer hätte zu jener Zeit in Deutſchland zu einer Kellnerin Mamſell geſagt! Dann kam ihr plötzlich ein anderer Gedanke; ſie wurde blaß.

„Ich heiße Henriette Brand“, ſagte ſie mit zitternder Stimme.

„So habe ich einen Brief an Sie von dem Herrn Louis Becker, Lieutenant im fünfzehnten preußiſchen Landwehrregiment.“

„Mein Herr!“ rief ſie, und ſie wurde ſchneeweiß und mußte ſich auf den Knaben ſtützen, der neben ihr ſtand.

Der Offizier zog unter ſeiner Uniform eine kleine verſchloſſene Taſche hervor, ſchloß ſie auf, nahm einen Brief heraus und übergab ihn der Kellnerin.

Ihre Hände konnten das Papier kaum halten. Sie wollte es öffnen, ſie zerriß es faſt. Aber leſen konnte ſie es nicht.

„Er lebt?“ fragte ſie nur den Offizier.

„Er lebt und iſt friſch und munter.“

„Bernhard, lies Du“, ſagte ſie zu dem Knaben.

Sie gab ihm den Brief.

Es flimmerte ihr wohl vor den Augen.

Der Knabe wollte den Brief leſen, da rief die Köchin nebenan in der Küche des Hauſes:

„Henriette, der Kaffee iſt fertig.“

Und der dienſttreuen Kellnerin flimmerte es nicht mehr vor den Augen.

„Ich komme“, rief ſie zurück.

Sie nahm dem Knaben den Brief wieder aus der Hand; der Brief des Geliebten war ihr ein Heiligthum; der treue Freund ihrer Kindheit hätte ihr ihn wohl vorleſen dürfen, aber allein durfte er ihn nicht leſen.

Sie ſteckte den Brief in den Buſen, eilte in die Küche und kam mit dem Kaffee zurück.

Da fiel ihr eine andere Pflicht ein, die ſie vergeſſen hatte.

„O mein Herr“, ſagte ſie zu dem Offizier, „werden Sie mir nicht böſe, daß ich Sie hier ſo ſtehen laſſe. Ich bin im Augenblick wieder da.“

„Der Dienſt geht vor“, lächelte der Offizier.

Sie eilte mit dem Kaffee zu den Juden.

Aber ſie konnte nicht im Augenblick zurück ſein.

„Was ſind wir ſchuldig, Jungfer?“ fragte Aaron Levi.

Und ſie konnte in all ihrer Herzensangſt und Herzensfreude und Herzensverwirrung den Juden die richtige Rechnung machen und dieſe aufrechthalten und vertheidigen, als Aaron Levi in ſeiner Weiſe ihr Einwendungen und Abzüge machen wollte, und auch das Geld, das der Jude ihr gab, zählte ſie genau nach und beſah es Stück für Stück, ob es auch echt ſei; denn, las man in ihrem Geſichte, dieſe Schmuggeljuden führen gern falſches Geld bei ſich.

Aber dann flog ſie zu dem Hauſe zurück, und hier mußte ſie zuerſt in ihr Stübchen gehen, um den Brief des Geliebten ſtill und allein für ſich zu leſen.

Als ſie wiederkam, lag in ihrem hübſchen Geſichte eine ſo ſelige, heilige und demüthige Freude.

Sie ging zu dem Offizier, der auf einer Bank vor der Thür ſaß.

„Nun?“ fragte er ſie.

„Er lebt!“ ſagte ſie.

„Er hat Ihnen auch mitgetheilt, wie er Offizier geworden iſt?

„Sie würden es mir erzählen, ſchreibt er. Aber laſſen Sie mich Ihnen vorher meinen Dank ſagen, daß Sie den beſchwerlichen Umweg hierher zu mir gemacht haben.“

„Liebe Mamſell“, ſagte der Offizier, „einem ſo braven Kameraden, wie Ihr Bräutigam iſt, zu Liebe macht man ſchon einen kleinen Umweg, und nun ich Sie geſehen habe, wünſche ich mir deshalb Glück. Hören Sie jetzt, was ich Ihnen erzählen ſoll. Es war geſtern ein heißer Tag. Schon vorgeſtern hatte es angefangen. Aber das war nur ein kleines Vorſpiel. Geſtern Nachmittag um drei Uhr fing der rechte, furchtbare Kampf an. Es war bei dem Dorfe Ligny und den benachbarten Dörfern. Napoleon warf Maſſen auf Maſſen gegen die Preußen. Die Preußen unter Blücher hielten ihnen Stand; ich war in dem Hauptquartier des alten Helden. Es wurde mit Verzweiflung gekämpft. Bis fünf Uhr hatten die Franzoſen noch keinen einzigen Vortheil gewonnen. Da führte Napoleon ſeine ausgeruhten Garden in die Schlacht. Blücher hatte ihm nur ſeine ermüdeten Soldaten entgegenzuſtellen. Er hatte das Bülow'ſche Corps erwartet; es kam nicht. Da war der Kampf kein gleicher mehr.

cher mußte ſich zurückziehen. Die franzöſiſchen Küraſſiere drangen unaufhaltſam vor. Er warf ſich ihnen perſönlich entgegen mit tauſend Reitern, die er noch ſchnell zuſammenbringen konnte. Mit ſeinem Pferde ſtürzend, wurde er zwar vor der Gefangenſchaft gerettet, durch ein Wunder faſt, aber die Schlacht war verloren. Und in allem dieſem Gewühl und Schrecken und in den eigenen Gefahren, die ihm drohten, hatte der tapfere Feldherr das Einzelne nicht überſehen. So auch nicht, wie ein junger Landwehr-Unteroffizier durch eine That der Kühnheit und der Geiſtesgegenwart ein ganzes Bataillon rettete. Das Bataillon hatte Befehl erhalten, durch einen Hohlweg zu marſchiren, um auf deſſen anderer Seite auf eine franzöſiſche Truppe loszubrechen. Als die Leute auf dem Wege ſind, gewahrt ſie eine Escadron franzöſiſcher Lanciers. Wie ein Blitz fliegt die ganze Escadron, der Chef an der Spitze, nach dem Wege. Sie wollen die Menge, die in dem tiefen, engen Wege ſich nicht vertheidigen, ſich kaum rühren kann, überreiten, umzingeln, niederſtechen, niederhauen. Hundert Schritt davon iſt ein Bataillon des fünfzehnten Landwehrregiments im Gefecht mit den Franzoſen. Eine Compagnie iſt vom Feinde durchbrochen. Ein Unteroffizier commandirt die eine Hälfte, der Unteroffizier Becker. Zwei Offiziere waren ſchon gefallen: der muthige Hauptmann der Compagnie, der ſich

zu weit vorgewagt hatte, war von den Franzoſen umzingelt und gefangen genommen worden. Der Unteroffizier Becker ſucht ſich mit der andern Hälfte der Compagnie wieder zu vereinigen. Da ſieht er die franzöſiſchen Lanciers nach dem Hohlwege fliegen; er ſieht in dem Wege die Spitzen der Bajonette der Preußen. Er gewahrt die Abſicht der Franzoſen und gibt ſeinen Plan der Vereinigung mit ſeiner Compagnie auf. „Mir nach, Jungen!“ ruft er. Sie rennen nach dem Hohlwege. Sie werden nicht verfolgt, da die Franzoſen genug mit den Andern zu thun haben. Dem Hohlweg zur Seite iſt ein Gebüſch. In dieſes wirft ſich Becker mit ſeinen Leuten. Verborgen von dem Strauchwerk erwartet er die Lanciers. Er läßt ſie ganz nahe herankommen. Auf einmal ſtürzt er hervor. Seine Leute geben eine, zwei, drei Salven. Er ſelbſt war auf den Chef der Escadron zugeſprungen, hatte ſein Gewehr auf ihn abgeſchoſſen, ihn verwundet, daß er auf dem Pferde ſchwankte. Die ganze Escadron kam in Verwirrung, glaubte wohl das ganze Gebüſch beſetzt und macht Kehrt, bevor die dritte Salve gegeben war. Das preußiſche Bataillon war gerettet. Der alte Blücher hatte es mit ſeinen ſcharfen Augen von weitem geſehen und ein Adjutant mußte zu dem muthigen und entſchloſſenen Unteroffizier fliegen und ihn mit ſeinem Häuflein zu dem Feldmarſchall entbieten, und

als ſie bei ihm ankamen, fragte er den Unteroffizier: „Unteroffizier, wie heißt Er?“ Und als der Unteroffizier ſeinen Namen genannt hatte, rief der General: „Jungen, folgt Eurem Lieutenant!“ Und zu Becker ſagte er: „Lieutenant Becker, führen Sie ferner Ihre Leute ſo tapfer und ſo klug!“ Ich war dabei, Mamſell, als es geſchah, mit einer Menge von Offizieren. Und allen ſchlug das Herz höher. Mit einem Hurrah flogen der Lieutenant Becker und ſeine Leute in den Kampf zurück. Bald darauf mußten wir retiriren. Alle Wunder der Tapferkeit, welche die braven Preußen verrichteten, hatten den Sieg nicht erringen können. Als der Feldmarſchall unrettbar die Schlacht verloren ſah, ſchickte er nach allen Seiten Kuriere ab, um zu melden, was geſchehen ſei und was in den nächſten Stunden und Tagen geſchehen ſolle, damit das Gerücht nicht übertreibe und keine Muthloſigkeit eintrete. Denn die Hoffnung und den Muth gibt der alte Blücher nimmer auf, und der Sieg wird ihm doch zuletzt bleiben. Mich ſandte er zu meinem Kurfürſten nach Kaſſel, um zugleich zu melden, wie die Heſſen in dem heißen Gefecht bei Quatrebras ſich brav gehalten haben. Als ich abreiſen wollte, traf ich noch einmal den Lieutenant Becker. Es war ihm gelungen, ſich mit ſeinem Regimente wieder zu vereinigen. Er hörte von meinem Auftrage. Da kam er an mich heran.

„Nehmen Sie ein Zettelchen für mich auf den Weg nach Kaſſel mit?“

„Mit Freuden, wenn es mich nicht zu lange aufhält.“

„Es wird nicht.“

Er nannte mir die Dahlheimer Sägemühle, beſchrieb mir den Weg dahin, nannte mir Sie, ſetzte ſich an die Trommel eines Tambours, nahm aus ſeiner Brieftaſche ein Blatt Papier und eine Bleifeder, und in drei Minuten war das Billet fertig. Er war ſchnell in Allem, zu ſchreiben wie den Feind anzugreifen und niederzuwerfen.“

Der Offizier ſchloß ſeine Mittheilung.

„Er lebt!“ ſagte das Mädchen zum dritten Male.

Dann trat doch die Sorge in das vor Glück und Freude ſo ſchön glänzende Geſicht.

„Aber der Krieg iſt noch nicht zu Ende? Es werden noch viele Schlachten ſein?“ fragte ſie den Offizier.

„Aber das Glück ſteht dem Muthigen bei!“ antwortete ihr der Offizier.

Er mußte weiter, er mußte ſcheiden.

Er war ebenfalls ein raſcher, entſchloſſener Mann. Während die Kellnerin vorhin durch die Juden aufgehalten war, hatte er zugleich den Lohnkutſcher, der den Domherrn hergefahren, gedungen, ihn nach Hofgeismar zu bringen, wo er Extrapoſt nach Kaſſel fand.

Er nahm von der Kellnerin Abſchied.

„Was ſoll ich dem Lieutenant Becker ſagen, Mamſell? Ich bin in drei Tagen wieder bei ihm.“

„O tauſend, tauſend Grüße, mein Herr, und daß mein Herz immer bei ihm iſt und meine Seele ſtündlich für ihn betet.“

„Und Gott wird Ihre Gebete erhören.“

Der Offizier reichte ihr die Hand und ſprang in den Wagen; der Wagen jagte mit ihm davon.

Die Kellnerin aber, die Braut des preußiſchen Lieutenants, mußte in dem Heſſenlande die Gäſte bedienen, die neu gekommen waren, und ſie hatte nicht einmal Zeit, über das Alles nachzudenken, was der Kurier ihr mitgetheilt hatte und was ihr doch das Herz erfüllte und abdrücken wollte.

„Am Abend, wenn ich im Bette bin!“ vertröſtete ſie ſich ſelber. Wie müde ſie am Abend ſein mußte, wenn ſie den ganzen Tag von früh ſechs bis zur Mitternacht hin gewirthſchaftet und keinen Augenblick Ruhe gehabt hatte, und wie ſie am andern Morgen um ſechs ſchon wieder auf ihrem Platze ſein müſſe, daran dachte ſie nicht und es hinderte und ſtörte auch gewiß am Abend ihre Gedanken nicht.

Eine Sorge machte ihr der Burſche Bernhard Henke. Ihr Herz, wie voll es war, hatte ſeiner nicht vergeſſen.

Sowie ſie wieder einen Augenblick Zeit hatte, wollte ſie ihn ermahnen. Da kam der Knabe zu ihr geſprungen.

„Ich muß fort, Jettchen, mit meinen Juden."

„Bernhard, Bernhard, kannſt Du denn nicht von ihnen bleiben?"

„Ich muß meiner Mutter die dreißig Thaler bringen."

„Und wenn Du ihr das Unglück ins Haus bringſt? Wenn ſie Dich ihr als Krüppel, als Leiche in das Haus tragen müßten?"

Der Knabe wurde doch nachdenklich.

„Du weißt, wie ich Dich liebe", ſagte das Mädchen zu ihm.

„Ich weiß es, liebes Jettchen."

„Ich hatte Dich ſchon ſo lieb, als wir noch Kinder waren. Erinnerſt Du Dich, wie wir da immer beiſammen ſaßen?"

„Wie werde ich das vergeſſen, Jettchen!"

„Wir hüteten die Kühe zuſammen, Du die aus Deinem Dorfe, ich die aus dem meinigen. Die Weiden der beiden Dörfer grenzten an einander. In der tiefen Schlucht zwiſchen den Bergen trafen wir uns. Die Kühe graſten über uns an den Bergwänden. Wir beide ſpielten unten oder erzählten uns. Es war ſo ſtill um uns her, und wir waren ſo allein; wir ſahen oft in drei Wochen keinen Menſchen."

„Und doch wurde uns die Zeit nicht lang, Jettchen; Du wußteſt alle die ſchönen Geſchichten."

„Und Du erzählteſt mir von Deiner Mutter."

„Und Du hatteſt von Deinem Vater leſen und ſchreiben gelernt, und Du warſt größer und älter als ich, und da mußte ich bei Dir in die Schule gehen."

„Und Du, Bernhard, theilteſt Dein Brod mit mir, Du hatteſt mehr als ich."

„Und Du, Jettchen, bauteſt für uns die dichte Hütte von Zweigen und Moos, wenn der Regen ſo kalt wurde und der Schnee fiel."

„Die Hütte bauten wir zuſammen, Bernhard, und wir wärmten uns darin einander."

„Du mich, Jettchen, und —"

Auf einmal brach der Knabe ab.

Du willſt mir das Herz weich machen, Jettchen", rief er. „O thue es nicht. Ich kann Dir nicht folgen, diesmal nicht."

„Iſt es Dir gar nicht möglich, Bernhard?"

Er kämpfte doch mit ſich.

„Höre, Jettchen", ſagte er dann aber, „auf ſchlechten Wegen gehe ich nicht, das habe ich Dir ſchon vorhin geſagt; da wird denn auch das Glück zu mir halten. Etwas wagen muß der Menſch dabei, das thut ja auch Dein Bräutigam, von dem Dir der Offizier erzählte. Er iſt

ſelbſt Offizier geworden, und die Kugeln werden ihn Dir nicht nehmen, und ich ſehe Dich ſchon als Frau Lieutenantin. Potz Wetter, Jettchen, das wird eine Freude ſein, für Dich und für mich. Und nun lebe wohl, mein liebes Jettchen. Da ich einmal weiß, daß Du hier biſt, werde ich oft zu Dir kommen, wenn Du nichts dagegen haſt."

„Komm Du alle Tage, lieber Bernhard. Und nun gehe nur mit Gott."

Der Knabe eilte zu den Juden zurück, die auf ihn warteten. Mit ihnen und mit Konrad Maurer, den ſie aufgeweckt und wieder nüchtern gemacht hatten, verließ er die Sägemühle. Sie ließen ſich nicht über die Diemel ſetzen. Sie gingen den Fluß hinunter, wohl um die Stellen aufzuſuchen, an denen ſie ihn in der Nacht für ihr Schmugglergeſchäft am ſicherſten paſſiren konnten.

Die Kellnerin ſah dem Knaben noch eine Weile mit ihrem beſorgten Geſichte nach. Ihre Beſorgniß mochte nicht ihm allein gelten. Die Gefahr, der ſie ihn entgegengehen ſah, führte ja ihre Gedanken ſo nahe auf alle die tauſend Gefahren, die ihren Geliebten, ihren Bräutigam umgaben. Aber dem jungen liebenden Herzen fehlt niemals die Hoffnung, und mit der Hoffnung zog ihr die Freude wieder in die Bruſt und in das hübſche, friſche, glückliche Geſicht.

Und ſo ging ſie wieder ihrem Dienſte nach und bediente flink und freundlich die Gäſte, die da waren und die hinzukamen.

Hinzukamen aber eine Menge Badegäſte aus dem benachbarten Hofgeismar in einer ganzen Reihe von Wagen. Der Domherr von Aſchen hatte ſie ſchon angezeigt als eine luſtige Geſellſchaft, die ſich hier einen vergnügten Abend machen, gar tanzen wolle, tanzen, während Tauſende armer Menſchen dahinten auf den Schlachtfeldern verbluten müßten.

Die Angekommenen waren wohl von der vornehmſten Geſellſchaft des Bades. Freilich! Herren und Damen, auch junge, eben zum Tanzen.

Gisbertine, Freifräulein von Aſchen, hatte ſich am Morgen nach ihrer Ankunft zu Hofgeismar in der Badegeſellſchaft umgeſehen und die Geſellſchaft ſehr langweilig gefunden.

„Das iſt zum Sterben, zum Entſetzen langweilig hier“, ſagte ſie ſchon des Mittags bei Tiſche.

Einer ihrer Onkel, der General von Steinau, widerſprach ihr nicht — er durfte es wohl nicht — er wagte nicht einmal eine Bemerkung.

Digitized by Google

Aber auch das war dem Fräulein ſchon zu viel.

„Kenne ich denn dieſe Menſchen nicht ſchon?“ rief ſie. „Oder wären ſie etwa ſo erhabene Geiſter oder tiefe Gemüther, daß man ſie wochen- oder gar monatelang ſtudiren müßte?“

Der tapfere General nahm ſeinen Rückzug.

„Ich meinte ja nur, liebes Gisbertinchen!“

Der andere Onkel des Fräuleins aber, der Domherr von Aſchen, ſagte mit ſeiner größten Ruhe:

„Du wollteſt ja hierher, Gisbertine!“

Seine Bemerkung ſchlug aber das Fräulein nicht.

„Und warum?“ fragte ſie.

„Du ſchriebſt mir, um meinetwillen.“

„Und ſo war es. Ich hatte mir gedacht, wo mein gelehrter, geiſtvoller, witziger und bei dem Allem ſo hocharistokratiſcher, den hohen Würdenträgern ſeiner Kirche und dem ſtolzen Adel ſeiner rothen Erde angehöriger Domherr Reichsfreiherr von Aſchen ſeit vielen Jahren, ſeit den Jahren ſeiner Jugend ſeine Sommer zugebracht habe, da müſſe die intereſſanteſte, die geiſtreichſte, die eleganteſte, die liebenswürdigſte Geſellſchaft von der Welt ſein. Und was fand ich? Der Onkel Steinau meint zwar, ich ſolle warten, Gott weiß, wie lange, bis ich dieſe Menſchen genauer kennen gelernt hätte. Aber was iſt an ihnen genauer kennen zu lernen? An dieſer langen,

ſteifen Gräfin Viereck mit ihren beiden ebenſo langen Töchtern, die ſelbſt ausſieht wie eine Hopfenſtange mit einer Hahnenfeder obenauf und deren Töchter langen Reiherfräuleins gleichen, Comteſſe Leontine einem braunen und Comteſſe Adelgunde einem grauen! Ein richtiges Reiherweibchen oder Fräulein hat nur beſſere Farben. Oder ſollte ſich mein mitleidiges Herz an jenes blaſſe alte Fräulein Emerentia von Gansauge ſchmiegen, die mich ſchon gleich in der erſten Viertelſtunde heute Morgen in Beſchlag nahm, um mir von den Qualen eines liebenden Herzens zu erzählen, das dahinten in dem wilden grauſamen Schlachtengetümmel ſeinen Geliebten wiſſe? Ich ſollte glauben, es ſei ihr Herz, und ſie iſt ſo alt und welk und häßlich, daß ich ſchwöre, ſie könnte nicht einmal mehr für einen Donquixote als Dulcinea dienen. Aber ah, der Graf von Weſternitz iſt noch da, und er iſt gar ein Gardelieutenant und die Huſarenuniform ſitzt ihm ſo ſuperbe, und ſein Geſicht iſt ſo blaß und er hüſtelt ſo anmuthig, und er iſt ſo unglücklich, daß ſeine kranke Bruſt ihn hindert, an dem gegenwärtigen glorreichen Feldzuge, an den unſterblichen Thaten und Siegen unſerer Truppen Theil zu nehmen, und doch iſt er wieder ſo glücklich, und er könne es ſo ſtolz ſagen, und er ſagt es ſo beſcheiden, daß er dieſes Bruſtleiden nur Anſtrengungen und Strapazen der vorjährigen Campagne zu verdanken habe; in

den Sümpfen und Moräſten vor Laon habe er es ſich geholt. Und als ich ihn dann fragte, ob er die Schlacht bei Laon noch habe mitmachen können, da durfte er mir doch ſtolz antworten, das ſei eben ſein Unglück geweſen, daß am Tage dieſer Schlacht die Fieber ihn ſchon niedergeworfen hatten, ſodaß er an ihr keinen Theil nehmen durfte. Aber am Tage nachher oder noch am ſpäten Abend der Schlacht habe er den ruhmvollen Auftrag erhalten, die Siegesbotſchaft in die Heimat zu bringen, was ihn freilich den fernern Kämpfen entzogen, aber doch in Anbetracht, daß er ganz allein durch feindliches Land habe ziehen müſſen, was ſehr gefährlich für ihn geweſen ſei, ihm ſpäter das eiſerne Kreuz eingebracht habe. Aber ich ſehe, Du wirſt ungeduldig, Onkel Steinau. Iſt der Graf Weſternitz in ſeiner Beſcheidenheit zu weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben? Hat er ſich vielleicht um jener Siegesnachricht willen durch die ganze franzöſiſche Armee hindurchſchlagen müſſen?“

Der alte ſtramme General hatte in der That Ungeduld gezeigt und wagte jetzt ſogar eine Bemerkung, die herb, obwohl in milde Worte eingekleidet war. Die Nichte mußte harte Worte für ihn geſprochen haben.

„Ich wünſchte, liebe Gisbertine“, ſagte er, „daß Du

ein gutes Herz ſollte immer nur ein mildes Urtheil haben.“

Fräulein Gisbertine ſchwieg auf die Bemerkung; ſie mochte an dem alten General eine Seite kennen, nach der hin ſie ihm nicht widerſprechen durfte.

Sie wandte ſich an den Domherrn.

„Soll ich in meinen Crayons über Deine intereſſante Geſellſchaft fortfahren, Onkel Florens?“

„Wenn es Dir Vergnügen macht!“

„So fallen mir zuerſt die beiden ſchweren und mit ſchweren goldenen Ketten beladenen alten Damen ein. Sie ſind wohl Banquiersfrauen aus Kaſſel oder Braunſchweig?“

„Kaufmannsfrauen, die eine aus Kaſſel, die andere aus Braunſchweig.“

„Alſo bürgerlich?“

„Hätteſt Du ſie lieber adlig?“

„Fi donc, eine adlige Kaufmannsfrau!“

Dann ſchwieg das Fräulein. Sie verſank in Nachdenken.

Der General hob die Tafel auf.

„Gehen wir in den Garten?“ fragte er.

Digitized by Google

Der General ſuchte dort eine ſchattige Laube auf, um darin ſeinen Mittagsſchlaf zu halten.

„Pflegſt Du auch nach Tiſche zu ſchlafen?“ fragte der Domherr das Fräulein.

„Nein“, antwortete ſie auf die boshafte Frage.

„So huldige mit mir einem weiſen Domherrnſpruche.“

Sie erwiderte ihm nichts. Sie ſchien plötzlich böſer Laune geworden zu ſein. Warum? Wer darf bei Damen nach dem Warum ihrer Laune fragen?

Der Domherr achtete nicht darauf.

„Du fragſt mich nicht nach dem weiſen Spruche?“

Sie antwortete wieder nicht.

„So höre ihn ohne Frage: Post coenam stabis aut passus mille meabis; das heißt auf Deutſch: Nach der Tafel wirſt Du ſtehen oder langſam tauſend Schritte gehen — und es hilft zur Verdauung. Gehen wir die tauſend Schritte.“

Das Fräulein ſetzte ſich zur Antwort auf eine Bank, die in der Nähe ſtand.

Der Domherr ſetzte ſich zu ihr, und dann ſprach er zu ihr:

„Gisbertine, wie iſt es denn? Macht der Menſch dem Herzen Vorwürfe oder das Herz dem Menſchen?“

Das Fräulein antwortete:

„Onkel Florens, überlaſſen wir das den Menſchen und den Herzen, die ſich Vorwürfe zu machen haben.“

„Hm, Gisbertine, welcher Menſch hätte ſich keine Vorwürfe zu machen?“

„Da haſt Du ja ſelbſt Deine Frage beantwortet, Onkel!“

„Ah, der Menſch mache ſich ſelbſt die Vorwürfe, meinſt Du? Nun, Du kannſt Recht haben. Das Gewiſſen iſt es doch am Ende, was dem Menſchen die Vorwürfe macht, und das Gewiſſen iſt der Menſch ſelbſt, nämlich der beſſere Menſch.“

„So ſagt man ja wohl.“

„Gisbertine, in Deinem Briefe, der mich hierher rief, ſtand, daß Du Dich ſehnteſt, mich wiederzuſehen.“

„Ich glaube, ſo ſtand darin.“

„Und ſo ſchrieb wohl die beſſere Gisbertine an mich.“

„Und die ſchlechtere haſt Du hier gefunden?“

„Gisbertine, haſt Du mir noch immer nichts zu ſagen?“

„Nein!“

„Von Gisbert, von Deinem —“

„Sprich den Namen nicht aus!“ fuhr das Fräulein

„Ah", ſagte der Domherr. „Ah, darf Dein Herz oder Dein Gewiſſen den Namen nicht hören?"

Sie zuckte die Achſeln, wie verächtlich.

„Ich ſagte Dir, daß ich einen Brief aus Namur von ihm hätte", fuhr der Domherr fort.

„Du ſagteſt es."

„Und daß er eine Schlacht erwarte."

„Ich glaube."

„Die Schlacht iſt im Gange, Gisbertine."

„Hätteſt Du Nachrichten über ſie?"

„Ja. Erinnerſt Du Dich unſerer weſtfäliſchen Haiden noch, Gisbertine?"

„Der Langenweile erinnert man ſich lange."

„Sie haben auch ihre Unterhaltung, dieſe Haiden. Man ſieht zum Beiſpiel weit und man hört auch weit auf ihnen. Und mit dem Hören auf ihnen iſt es eigen man hört es tief unten und es iſt doch oben. So fuhr ich geſtern in der Frühe des Morgens über die Haiden zwiſchen dem Rhein und dem alten Münſter. Da ſah ich Menſchen, die ſchon mit dem Aufgange der Sonne zur Arbeit ausgezogen waren. Aber ſie arbeiteten nicht, ſie lagen mit dem Ohr an der Erde und horchten in die Tiefe hinein. Es waren die Männer, die horchten. Die Frauen ſtanden mit bleichen Geſichtern dabei und drückten die Kinder an die bebenden Herzen.

„Was habt Ihr da, Ihr Leute?“ fragte ich.

„Die Unſerigen ſchlagen ſich mit den Franzoſen, Herr!“

„Wie?“

„Steigen Sie aus, ſo können Sie es hören.“

Ich ſtieg aus, ich legte mich hin wie ſie und hörte den Donner der Kanonen, wie er weit hinten in dem fernen Weſten aufſchlug und unter der Erde fortrollte, dreißig Meilen weit in einer Minute. Und die Haide zitterte unter mir, und mein Herz zitterte mit ihr und den bebenden Frauen. All das gräßliche Morden und Jammern und Stöhnen und Beten und Fluchen und Sterben des Schlachtfeldes ſtand vor mir. Und auch Gisbert —“

„Onkel, höre auf!“ rief Gisbertine.

Sie bebte an ſeiner Seite; ſie war bleich geworden wie die Frauen auf der Haide.

„Ah“, ſagte der Domherr noch einmal.

Er hätte das Wort nicht ſagen ſollen.

Das Fräulein ſprang auf, heftig noch. Sie ging auch noch ein paarmal mit haſtigen Schritten durch das Gärtchen. Dann kehrte ſie langſam und ruhig zu dem Domherrn zurück.

„Onkel Florens, trinkt man hier in Geſellſchaft den Nachmittagskaffee?“

„Führſt Du mich hin? Der Onkel Steinau trinkt ſeinen Kaffee allein.“

Der Domherr führte ſie zum Kurhauſe.

„Und Gisbert?“ fragte er unterwegs.

„Wir haben ja ſpäter Zeit, von ihm zu ſprechen.“

Am Kurhauſe ſaßen unter ſchattigen Bäumen einzelne Gruppen der Geſellſchaften des Bades an einzelnen Tiſchen beim Kaffee. Der Domherr führte das Fräulein zu ſeinen Bekannten. Es war jene Geſellſchaft, von der ſie ihm bei Tiſche ihre Skizzen entworfen hatte, die ſie alſo gleichfalls ſchon kannte, von der ſie gekannt war.

Auch der Graf Weſternitz war da, der blaſſe Huſarenlieutenant, dem die knappe Uniform ſo hübſch ſtand und der ſo anmuthig huſten konnte.

In ſein Geſicht zog Glück ein, als er das ſchöne Fräulein ſah. Er ſprang auf, ihr entgegen.

„Wie glücklich machen Sie uns, mein gnädiges Fräulein!“

„Auch Sie, Herr Graf?“

„Sie fragen!“

Er küßte ihr die Hand.

„Es freut mich“, ſagte ſie. „Denn ich glaube, Sie ſind der einzige vernünftige Menſch hier.“

Der Lieutenant lachte.

„Mein Fräulein, dann wäre ich ja der einzige Menſch

hier; denn der Menſch iſt das mit Vernunft begabte Thier.“

„O weh, lieber Graf, Sie decimiren die Menſchheit.“

Der Graf lachte wieder.

„Ein köſtlicher Witz, auf Ehre!“

„Sprechen wir von ernſten Dingen, Herr Graf.“

„Gnädiges Fräulein befehlen?“

„Tanzen Sie?“

„Welche Frage!“

„Gibt es hier Bälle?“

„Leider nein.“

„Landpartien?“

„Sie laſſen ſich arrangiren.“

„Arrangiren Sie eine.“

„Für heute wäre es zu ſpät.“

„Zu morgen Nachmittag.“

„Die Wahl des Ortes überlaſſen Sie mir, gnädiges Fräulein?“

„Ich bin hier noch völlig unbekannt.“

„Ah, ich kenne hier einen reizenden, romantiſchen, ſuperben Platz, verſteckt zwiſchen hohen Bergen, durchrauſcht von einem wilden Gebirgsfluß, die Dahlheimer Sägemühle.“

„Kann man dort tanzen?“

„Vortrefflich! Alſo zu morgen Nachmittag und Abend. Mit meinen beiden Oheimen mache ich die Sache ab.“

Damit war zwiſchen den Beiden die ganze Sache abgemacht.

An demſelben Tage ſagte Fräulein Gisbertine zu den beiden Oheimen nichts mehr.

Am folgenden Tage entſchuldigte ſich der Domherr bei dem General, daß er nicht des Mittags zu Tiſche kommen werde; er werde früher und allein eſſen, da er einen Beſuch im Gebirge zu machen habe.

„Kommſt Du vielleicht an der Dahlheimer Sägemühle vorbei, Onkel Florens?“ fragte ihn da das Fräulein.

Er ſah ſie verwundert, beinahe verlegen an. Wußte ſie von ſeinen Geheimniſſen?

„Ja“, antwortete er.

„So könnteſt Du mir einen Gefallen erweiſen. Wir machen gegen Abend eine Partie dahin. Die Leute werden auf eine größere Geſellſchaft nicht vorbereitet ſein. Wärſt Du ſo freundlich, uns ihnen anzumelden?“

„Heute?“ rief der Domherr.

„Warum nicht? Wir wollten einmal tanzen.“

„Ah, Du und der Herr Graf Weſternitz?“

„Ja.“

Der Domherr ſagte nichts weiter. Der General war

zugegen, und in deſſen Gegenwart wollte er wohl der Nichte keinen Vorwurf machen und kein hartes Wort ſagen.

Er ging.

Aber das Fräulein folgte ihm aus dem Zimmer in das Gärtchen.

„Wir haben ſchönes Wetter zu unſerer Partie, Onkel Florens", ſagte ſie draußen.

Der Domherr blieb ſtehen.

„Biſt Du mir darum gefolgt, um mir das zu ſagen?"

„Es wäre möglich."

„Es iſt aber nicht ſo. Dein Gewiſſen hat Dich hinter mir hergeſchickt."

„Kennſt Du mein Gewiſſen ſo genau?"

„Ja. Und ich will Dir auch noch mehr von ihm und von Dir ſagen. Um es zu betäuben, willſt Du heute dahinten tanzen."

„Lieber Onkel Florens, Du mußt mich oder mein Gewiſſen für ſehr ordinär halten."

Damit kehrte Gisbertine in das Zimmer zurück und ließ den Domherrn ſeiner Wege gehen.

„Du wirſt doch unſere Partie mitmachen, lieber Onkel?" fragte ſie den General.

„Wenn Du meinſt, Gisbertinchen."

Die Sache war in Ordnung.

Der Graf Weſternitz hatte eine reizende Partie arrangirt.

Es war ſo ſchön in der Schlucht der Sägemühle, ſo ſonnig und ſo ſchattig, ſo ſtill und ſo heimlich, und das Echo der Berge gab das laute Scherzen und Lachen ſo fröhlich zurück. Für Muſik war auch geſorgt, und der feine grüne Raſenplatz zwiſchen den duftigen Linden und den gelben Weiden an dem Ufer der rauſchenden Diemel war ein Tanzſalon, wie keine Kunſt ihn einladender hätte ſchaffen können. Fräulein Gisbertine war die Königin des Tages und des Abends, und der Graf Weſternitz war ihr Anbeter. Der Graf war und blieb glücklich. Das Fräulein wurde auf einmal mitten im Tanze ſtill, machte ein langweiliges Geſicht, trat aus der Tanzreihe und ſetzte ſich zur Seite unter einen Lindenbaum. Der Graf, ihr Tänzer, mußte ihr folgen.

„Sie ſind unwohl, gnädiges Fräulein?“

„Nein.“

„Sie langweilen ſich?“

„Ja.“

„Wodurch kann man Sie zerſtreuen, aufmuntern?“

„Dadurch, daß Sie mich allein laſſen.“

„Hätte ich Sie beleidigt?“

„Nein. Ich wünſche nur allein zu ſein.“

Und um es zu ſein, ſtand ſie auf, ging den Strom

aufwärts und ſetzte ſich hinter der alten Sägemühle auf einen alten Weidenſtamm, deſſen Wurzeln im Waſſer ſtanden. Dort ſah ſie in das Waſſer hinein.

Der Graf hatte ihr nicht folgen dürfen. Er kehrte aber auch nicht zum Tanze zurück. Er ſetzte ſich auf den Platz, auf dem ſie geſeſſen hatte, und träumte und träumte glücklich. Ein junger hübſcher Gardelieutenant hat ja wohl, wenn er es auch nicht ſelbſt erlebt hat, von ſchnellen Siegen über Damenherzen gehört und wie ein verliebtes Herz gern launiſch wird und die Einſamkeit ſucht.

Auf dem Tanzplatze fielen freilich andere Urtheile. Die Abweſenheit des Paares, das die Seele der Partie war, hatte eine gewiſſe Leere und Stille hervorgebracht; als der Tanz beendigt war, wollte kein zweiter beginnen. Die Herren, ein paar bausbäckige heſſiſche Landjunker, der ſchmächtige Sohn der Kaufmannsfrau aus Braunſchweig und ſo weiter, hatten nicht die Luſt oder das Zeug, etwas anzufangen. Die jungen Damen ſaßen verdrießlich bei den Müttern.

„Das Fräulein von Aſchen ſcheint unglücklich zu ſein, Mütterchen", ſagte die lange braune Comteſſe Leontine Viereck zu ihrer langen, dürren Mutter.

„Sie kommt mir vor, als wenn ſie eine unglückliche Liebe hätte", ſagte ihre Schweſter, die graue Comteſſe Adelgunde.

Die Mutter der beiden jungen Damen zuckte mitleidig die Achſeln.

„Dieſes Fräulein Gisbertine oder Gisbertinchen iſt eine eigenſinnige Priſe, der anſtatt einer unglücklichen Liebe im Kopfe und im Herzen — wenn ſie ein Herz hat — nur Launen und Capricen ſitzen.“

„Ach liebe Mama, dann bedaure ich den armen Grafen Weſternitz; er ſcheint ſie ſo innig zu lieben.“

„Der Graf Weſternitz, mein Kind, iſt ein eitler Narr, der nur ſich lieben kann.“

„Aber er kann doch ſo reizend arrangiren.“

„Unſere Herren werden es auch noch können.“

So war es. Die jungen Herren aus Kaſſel, Braunſchweig und ſo weiter hatten die Köpfe zuſammengeſteckt, Muth gefaßt, einen Galopp beſtellt und flogen nun im Galopp, ihre Damen zu engagiren.

Fräulein Gisbertine von Aſchen ſaß unterdeß auf ihrem Weidenſtumpf und hatte das Ohr hinuntergeneigt zu dem Rauſchen des Fluſſes unter ihren Füßen und das Auge emporgerichtet zu den hohen Bergen, die ſich unmittelbar ihr gegenüber an der andern Seite des Fluſſes erhoben. Ihre Gedanken mochten ganz wo anders hin ſchweifen. Sie ſaß lange ſo und ihre Augen wurden trübe und ihre Bruſt bewegte ſich.

Es nahte ſich ihr Jemand.

Der Graf Weſternitz hatte ihr doch folgen müſſen, trotz ihres Verbotes.

„So tief in Gedanken, gnädiges Fräulein?“

„Wie Sie ſehen.“

„Und darf man erfahren, was Sie beſchäftigt?“

„Ich dachte darüber nach, warum wohl dieſſeits dieſes Fluſſes Heſſenland und drüben Weſtfalenland ſei. Können Sie mir Auskunft darüber geben, Herr Graf?“

Der Graf ſann darüber nach.

„O weh“, ſagte das Fräulein. „Aber geben Sie ſich keine Mühe, lieber Graf; wir löſen das Problem ein andermal. Kehren wir zu der Geſellſchaft zurück, tanzen wir wieder.“

Sie erhob ſich, ſie nahm ſeinen Arm und wollte gehen.

Ein Geräuſch hinter ihnen hielt ſie zurück. Sie ſahen ſich um. Ein Wagen fuhr in die Schlucht, nicht auf der Seite von Hofgeismar her, ſondern gerade auf der entgegengeſetzten, von der der Fluß kam und der Weg aus dem benachbarten preußiſchen Weſtfalenlande führte.

Es war eine einſpännige Bergchaiſe, hübſch, bequem; ein kleiner Kutſcher in Livree lenkte ſie; zwei Damen ſaßen im Fond; ein Herr ſaß ihnen gegenüber, er freilich nicht beſonders bequem.

„Der Onkel Florens!“ rief das Fräulein Gisbertine.

„Und mit zwei jungen Damen? Und ſie ſind ſchön, ſeine Begleiterinnen, wenn auch die eine etwas gar zu jammervoll blaß ausſieht. Aber was will er mit ihnen hier? Sie zu unſerm Tanzvergnügen herführen? Hm!“

Der Domherr hatte ſie geſehen; ſie ging dem Wagen entgegen, mit dem Grafen.

„Werde ich nicht ſtören?“ hatte der Graf ſie gefragt.

Ihre Antwort war ihr eigenthümlich beſtimmtes Nein!

Der Domherr hatte den Wagen halten laſſen, war ausgeſtiegen und hatte die beiden Damen herausgehoben.

„Du führſt uns liebenswürdige Geſellſchaft zu, Onkel Florens!“ ſagte Fräulein Gisbertine. „Das iſt reizend von Dir.“

„Hm“, erwiderte der Domherr, „zu Dir führe ich die Damen eigentlich nicht; ich kann Dich aber mit ihnen bekannt machen, wenn Du es wünſcheſt.“

„Ich bitte darum“, mußte Fräulein Gisbertine ſagen.

Welche andere Antwort mochte ſie von den Lippen zurückdrängen müſſen!

Und darauf ſtellte der Domherr gar ſie zuerſt ſeinen Begleiterinnen und dann erſt dieſe ihr vor.

„Meine Nichte, Gisbertine von Aſchen! — Mamſell Karoline Lohrmann — Madame Mahler!“

Mamſell, Madame! Dazu unbekannte Namen! Das Fräulein Gisbertine von Aſchen oder, wie der Domherr ſie auch wohl nannte, Dame Gisbertine wollte doch die Naſe rümpfen.

„Haſt Du die Kellnerin hier kennen gelernt?“ fragte der Domherr ſie.

Das war dem Fräulein wohl gar zu viel.

„Ich bin nicht die Freundin von Kellnerinnen“, fuhr ſie ſtolz heraus.

„Sie heißt Henriette Brand!“ ſagte der Domherr.

„Meinetwegen!“

„Hm! Gisbertine, Du mußt ſie kennen lernen. Ich führe dieſe Damen zu ihr. Du kannſt uns begleiten.“

„Ich danke.“

„Danke nicht. Soll ich Dir ſagen, warum ich dieſe Damen zu der Kellnerin führe?“

Fräulein Gisbertine durfte als Dame von Welt nicht nein ſagen. Sie verhielt ſich leidend und ſchweigend.

„Ich war vor ein paar Stunden ſchon hier“, fuhr der Domherr fort. „Wenn Du willſt, in Deinem Auftrage, um Dich und Deine Geſellſchaft anzumelden. Ich machte von hier meinen weitern Weg durch das Gebirge zu Fuße und mußte zu dem Zwecke mich über

tier kam und zwar unmittelbar nach einer verlorenen Schlacht. Die Unſerigen haben die Schlacht verloren, Gisbertine, und ſie haben, wie der Kurier mir ſagte, furchtbare Verluſte erlitten. Ich konnte mit dem Mann nur einige Worte wechſeln, denn er hatte eilig; er mußte bei Zeiten in Kaſſel ſein; er hatte den Umweg über die Sägemühle gemacht, um jener Kellnerin einen Brief von ihrem Bräutigam, einem Offizier Blücher's, zu überreichen und ihr von ihm zu erzählen. Das erzählte ich nun meinem liebſten Kinde, meiner Pflegetochter Karoline hier und —"

Fräulein Gisbertine mußte die Mamſell Karoline Lohrmann auf die Worte des Domherrn anſehen.

Das ſchöne Mädchen war einen Augenblick roth geworden, aber nicht verlegen. Die Röthe des Geſichts zeigte nur das Glück ihres Herzens und erhöhte ihre Schönheit. Sie ſtand mit ſo freiem, edlem Anſtande da wie eine Fürſtin und doch ſo natürlich, ſo einfach wie die Mamſell Karoline Lohrmann!

So ſah Fräulein Gisbertine ſie, und ſie mußte zu ihr hinaufſehen; denn die Mamſell war größer als das Fräulein, eine hohe, edle Geſtalt, und auch ſchöner war ſie, zumal in ihrer einfachen, ſtillen, klaren Ruhe. Mit welchen Gefühlen Fräulein Gisbertine ſich das Alles ſagen oder nicht ſagen mochte — wer kann Herz und

Nieren einer ſtolzen, eigenſinnigen, launiſchen Dame ergründen? Eins mochte ſie ſich vielleicht ſagen, daß Adel, auch alter Adel, allein es nicht thue.

„Und", fuhr der Domherr fort, „als ich der Karoline das erzählt, da hatte ſie keine Ruhe mehr; ich mußte mit ihr und der Frau Mahler hierher fahren; ſie mußte von der Kellnerin ſelbſt Näheres hören, was der Bräutigam ihr geſchrieben, was der Kurier ihr mitgetheilt hatte. Auch ſie hat einen Bräutigam in der Blücher'ſchen Armee."

Indem der Domherr das ſagte, ſah er ſeine Nichte ſo ſonderbar an.

Sie mußte die Augen niederſchlagen.

„Nicht wahr, Du begleiteſt uns, Gisbertine?" ſagte der Domherr.

„Wenn Du es erlaubſt, Onkel Florens."

Sie gingen zu dem Wirthshauſe.

Der Graf Weſternitz war ihnen gefolgt.

Der Domherr hatte keine Notiz von ihm genommen. Nur als von der Schlacht die Rede war und von den Verlobten der Mamſell Karoline und der Kellnerin, hatte er einen flüchtigen Blick auf die reizende Uniform des jungen Herrn geworfen; der Graf hatte den ſeinigen geſenkt, doch etwas anders als gleich nachher Fräulein Gisbertine.

Als ſie bei dem Raſenplatz anlangten, bog der Graf dahin ſeitab.

Der Domherr hatte ſeinen Blick nach dem Platze gerichtet.

Er ſah ſeinen Verwandten, den General von Steinau, in der Nähe der Tanzenden unter einem der Lindenbäume ſitzen, in eifrigem Geſpräche mit einem hagern Präſidenten aus Kaſſel, der gleichfalls zu den Badegäſten von Hofgeismar gehörte.

In dem Domherrn zuckte es auf.

„Gisbertine", ſagte er, „haſt Du hier einen armen Menſchen herumgehen ſehen, lang, blaß, mit einem lahmen Fuße?"

„Nein, Onkel Florens."

„Deſto beſſer", ſagte der gutmüthige Domherr für ſich.

Am Hauſe kam ihnen die Kellnerin entgegen. Sie war im Begriff, auf einem großen Präſentirteller Erfriſchungen zu dem Tanzplatze hinauszutragen.

„He, nichts da!" trat ihr der Domherr entgegen. „Jetzt gehören Sie uns, mein liebes Kind."

„Aber die Gäſte warten auf mich, gnädiger Herr."

Der Domher wußte ſich zu helfen.

Drei Bediente, die mit ihren Herrſchaften aus dem Bade gekommen waren, ſtanden zur Seite. Der Bediente des Generals von Steinau war darunter.

„Friedrich!“ rief der Domherr ihn zu ſich. „Er vertritt mit ſeinen Kameraden dort auf ein halbes Stündchen die Stelle der Kellnerin. Euer Trinkgeld bekommt Ihr von mir.“

Friedrich kannte den Verwandten ſeines Herrn, vielleicht auch ſchon deſſen Kronthaler. Der Präſentirteller der Kellnerin war ſchon in ſeinen Händen.

„Und nun, meine liebe Henriette —“ ſagte der Domherr.

Aber es fiel ihm plötzlich etwas Anderes ein.

„He, Kind, iſt Ihr Vater noch hier?“

„Er iſt auf ein Viertelſtündchen fort; er wollte ſich die Gegend anſehen.“

„So ſo! Führen Sie uns in die Laube, in der Sie mit ihm ſaßen.“

Die Kellnerin führte ſie zu der Laube.

„Und nun — vor zwei Stunden war ein Kurier von der Armee bei Ihnen. Er brachte Ihnen einen Brief von Ihrem Bräutigam und Nachrichten von einer großen Schlacht. Sie wiſſen alſo Näheres darüber.“

„Die Unſerigen“, antwortete die Kellnerin, „ſind leider geſchlagen und die Schlacht war ſehr blutig.“

„Ja, ja, das wiſſen wir. Ihr Bräutigam ſteht bei einem weſtfäliſchen Regiment?“

„Beim fünfzehnten Landwehrregiment. Das Regiment hat ſehr ſchwere Verluſte erlitten.“

„So ſchreibt Ihnen Ihr Bräutigam?“

„Unmittelbar nach der Schlacht.“

„Hat er Ihnen einzelne Namen genannt?“

„Ja, Offiziere von ſeinem Regiment.“

„Zum Beiſpiel?“

Die Kellnerin mußte ſich beſinnen.

„Ah, Sie haben in der Aufregung die fremden Namen wohl vergeſſen! Hat er Ihnen nichts von einem Oberſtlieutenant Friedrichs geſchrieben? Der ſteht freilich bei einem andern Regiment.“

Durch das Geſicht der Kellnerin flog plötzlich eine Ahnung. Sie ſah die drei Begleiterinnen des Domherrn eine nach der andern an.

Karoline Lohrmann war roth und blaß geworden.

„O“, rief die Kellnerin, „ſind Sie die Mamſell von Ovelgönne?“

„Sie iſt die Mamſell Karoline Lohrmann von Ovelgönne.“

„O Mamſell, wie freue ich mich! Sie ſind der Engel der Gegend! Wie oft habe ich Ihren Namen gehört im Munde der Armuth! Ja, ja, mein Verlobter ſchreibt mir von Ihnen und von dem Oberſtlieutenant Friedrichs, der aber Regimentscommandeur iſt. Er ſchreibt mir nur Weniges in der Eile. So eben ſei das Regiment des Herrn Friedrichs vorbeimarſchirt; es ſei eins der

letzten auf dem Kampfplatze geweſen; es habe entſetzlich viele Leute verloren, die Hälfte der Offiziere; der Oberſtlieutenant ſelbſt ſei immer voran geweſen und mehrmals verwundet worden, aber nur leicht. Ich ſollte es Ihnen ſagen, Mamſell, ſchreibt mein Verlobter, denn er habe gehört, Herr Friedrichs ſei Ihr Bräutigam."

Die Kellnerin erzählte mit dem Feuer des Glücks eines dankbaren, edlen Herzens.

„Der Bernhard Henke iſt mein Jugendgeſpiele, Mamſell", fügte ſie hinzu.

Karoline Lohrmann ſetzte ſich in eine Ecke der Laube und weinte ſtill.

Der Domherr aber hatte noch mehr Fragen an die Kellnerin.

„Hat Ihr Bräutigam Ihnen nicht von einem Herrn von Aſchen geſchrieben?"

„Nein!"

Fräulein Gisbertine ſchien aufzuathmen.

„Auch nicht" — Der Domherr kämpfte mit ſich, er ſah nach der Frau Mahler hin; das Geſicht der Frau war kreideweiß, ihre Augen ſtarrten zu Boden, ihr Körper zitterte.

„Auch nicht von einem Hauptmann Mahlberg?"

„Er iſt ja der Hauptmann meines Verlobten!" ſagte die Kellnerin.

„Und?"

„Er war einer der erſten der Compagnie, die verwundet wurden. Er hatte eine Kugel in den Fuß bekommen. Man hatte ihn aus dem Gefechte getragen."

„Und weiter?"

„Nachher hat mein Bräutigam ihn nicht wiedergeſehen."

Die Frau Mahler war auf die Bank zurückgeſunken.

Karoline Lohrmann eilte zu ihr, nahm ſie in ihre Arme und ſprach ihr leiſe Worte der Aufrichtung zu.

Der Domherr ſuchte die Aufmerkſamkeit auf Anderes zu lenken.

„Und nun, meine liebe Henriette, erzählen Sie mir, wie Ihr Bräutigam vorgeſtern auf dem Schlachtfelde ſelbſt von dem alten Blücher zum Offizier ernannt worden iſt. Aber laſſen Sie nichts aus."

Die Kellnerin erzählte und ſie ließ in ihrem Stolze wie in ihrer Demuth nichts aus.

Als ſie fertig war, küßte Karoline Lohrmann das hübſche Mädchen ſtill.

Fräulein Gisbertine aber ſchien für den Augenblick ſich nicht ganz mehr zurechtfinden zu können. Sie blickte ſo ſonderbar bald auf die Mamſell Karoline Lohrmann, die einen Oberſtlieutenant, ſeinen Regimentscommandeur, bald auf die Kellnerin, die, wenn auch nur einen

Lieutenant, doch immer einen Offizier zum Bräutigam hatte. Sie kam aus Berlin, der Hauptſtadt eines Militärſtaats, in dem freilich nur der Offizier der Repräſentant der Armee war; ſie hatte dort wahrſcheinlich nur oder doch hauptſächlich in Kreiſen gelebt, in denen der Offizier Alles, aber auch nur der Offizier etwas galt. Wie oft mochte ſie von ihrem Onkel, dem alten General und dabei dem General der alten Schule, den Ausſpruch gehört haben, nur das Porteépée mache den Mann, es mache aber alle zu Kameraden, den General wie den jüngſten Secondelieutenant! Wie oft hatte ſie es ſelbſt geſehen, daß der Lieutenant gleich dem General hoffähig war.

„Mein liebes Kind", ſagte der Domherr zu der Kellnerin, „nun hätte ich eine Bitte an Sie. Zu der Partie dahinten gehöre ich mit meinen Damen nicht. Wären Sie ſo freundlich, uns einige Erfriſchungen hierher zu beſorgen?"

Die Kellnerin war ſchon auf dem Wege und dann flink wieder da.

„Und nun habe ich eine zweite Bitte, meine liebe Henriette", ſagte der Domherr; „für die halbe Stunde, die wir noch hier verweilen, gehören Sie uns ganz. Sie und meine liebe Karoline, Ihr erzählt Euch von Euren Verlobten, die beide ein paar ſo tapfere Offiziere ſind, und ſtoßt an auf ihre baldige glückliche und ruhmvolle

Rückkehr. Und auch die Frau Mahler wird mit Euch anstoßen und Ihr mit ihr. Und — ah, Gisbertine, wirst Du auch von unserer Partie sein oder ziehst Du die Tanzpartie dahinten vor?"

Das war eine überraschende Frage und schien eine sonderbare Alternative für Gisbertine zu enthalten. Aber sie mußte sich schnell entscheiden und sie konnte es.

„Du erlaubtest mir ja schon vorhin, Onkel Florens, Dich zu begleiten."

„So stoßt an, Kinder! Stoßt an! Der liebe Gott wolle — Solch ein Gläserklang ist auch ein Gebet zum Himmel und manchmal ein recht inbrünstiges und sicher Gott wohlgefälliges. Und so wolle er ihn denn auch jetzt anhören und die zitternden Wünsche Eurer Herzen, die darin wie Orgelklang zu ihm emporsteigen!"

Sie stießen an, nicht jubelnd, nicht laut. Aber auch die leisen, bebenden Töne stiegen zum Himmel empor wie leise und desto innigere Gebete.

„Erzählt Euch, erzählt Euch! Ich bin gleich wieder bei Euch!" sagte der Domherr dann plötzlich, und er sprach es mit einer Angst, die er kaum vor den mit sich voll beschäftigten Frauenherzen verbergen konnte.

Seine lebhaften Augen hatten zwei Personen gesehen, die von verschiedenen Seiten her auf die Laube zukamen.

Aus der Tiefe der Schlucht kam der lahme Schullehrer Hausmann.

Von dem Tanzplatze her nahte ſich auf ſeinen zwei Krücken der General von Steinau.

„Die dürfen einander nicht ſehen", ſagte ſich der Domherr. „Wenigſtens heute nicht. Mein Vetter Steinau wird ſich auch die Strafe noch einmal verdienen. Die Krücken hat er ſich an dem armen Menſchen da ſchon verdient, vor langen Jahren. Die Strafe iſt ſpät gekommen, aber ſie kommt immer."

Er ging dem General entgegen.

„Ich komme zu Ihnen, Vetter Steinau. Bleiben Sie. Das Gehen wird Ihnen ſauer."

„Ich wollte doch ſehen, was für ſchöne Damen mein geiſtlicher Vetter bei ſich hat."

„Lauter Offiziersfrauen, Vetter Steinau, eigentlich Frauen und Bräute."

„Ei, ei, Vetter Aſchen!"

„Und die Männer und Bräutigame ſind alle in der preußiſchen Armee, alle Kameraden Eurer Excellenz!"

„Aber ſehe ich nicht auch die Kellnerin dort?"

„Auch die, Vetter Steinau!"

Der General hatte noch immer Miene gemacht, nach der Laube zu gehen. Jetzt ſtand er. Sein Geſicht verfinſterte ſich.

Er kehrte um.

„Hätte er da nicht ſchon die Strafe verdient?“ fragte ſich der Domherr.

„Ich begleite Sie, Vetter Steinau“, ſagte er; „ich muß Ihnen doch die militäriſchen Familiengeſchichten erzählen.“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht“, ſagte kalt der General.

„Ich hoffe, es wird auch Sie intereſſiren, Vetter Steinau. Da iſt zuerſt unſere gemeinſchaftliche Nichte Gisbertine. Nun, deren Schickſale kennen Sie.“

Der General brummte etwas vor ſich hin.

„Dann kommt“, fuhr der Domherr fort, „eine Mamſell Lohrmann. Sie hat ein Lehnſchulzengut hier in der Gegend, iſt wohl ſituirt. Ihr Bräutigam wird Ihnen bekannt ſein, Vetter Steinau. Es iſt der Oberſtlieutenant Friedrichs; er commandirt ein Regiment —“

„Ein Landwehrregiment!“ fuhr der General auf und ſchritt auf ſeinen Krücken ſo haſtig voran, daß der Domherr mit ſeinen geſunden Beinen ihm kaum folgen konnte.

„Ah, ah“, ſagte der Domherr für ſich, aber doch laut genug, „kommt das jetzt ſchon?“

„Was käme ſchon?“ fragte der General.

„Hm, Vetter Steinau, Sie kennen doch den „Fiesko“ vom ſeligen Schiller?“

„Ich habe das Stück aufführen ſehen.“

„Darin kommt ein Mohr vor, der gehen kann, nachdem er ſeine Schuldigkeit gethan hat!“

„Von Rechtswegen.“

„Aber von Klugheitswegen jagt man den Mohren nicht fort, der mitten in ſeiner Arbeit ſteckt.“

„Vetter Aſchen, wir wären auch ohne die Landwehr fertig geworden.“

„So?“

„Ja! Jetzt freilich darf man das noch kaum ausſprechen. Die Landwehren, die Landwehren! Das iſt ja das Wort des Tages. Die Landwehr iſt der Inbegriff alles Muthes, aller Tapferkeit, alles Sieges, alles Ruhms. Sie kennen ja den Satz eines neuern Philoſophen — Sie ſind ein ſtudirter Mann — wenn der Wahnſinn epidemiſch wird, ſo heißt er Vernunft. Aber eine ſpätere Zeit, ſchon die nächſte Zeit nach uns, die Geſchichte wird es an den Tag bringen, daß die Landwehr eine Erfindung iſt, welche die Armee, den Staat, das Königthum ruiniren muß.“

„Die Fälſchung der Geſchichte, Vetter Steinau!“ ſagte der Domherr.

„Gefälſcht wird die Geſchichte nur von den Zeitgenoſſen, Vetter Aſchen!“

„Von Jedem, der Intereſſe bei der Fälſchung hat, Vetter Steinau.“

„Und wer ſollte ein Intereſſe bei jener Fälſchung haben?“

„Was Sie die Armee, den Staat, das Königthum nennen. Wir andern Leute nennen es Junkerthum und Lieutenantsthum.“

„Hm, Ihr zähen Weſtfalen ſeid nun einmal in dieſer Anſicht unverbeſſerlich.“

„Weil wir das freie Bürgerthum lieben.“

„Das ſagen Sie als Edelmann, als Mitglied jenes alten ſtolzen Adels der rothen Erde, der im Grunde ſeines Herzens unſern preußiſchen Adel tief verachtet?“

„Gerade darum, Vetter Steinau!“

„Streiten wir nicht weiter darüber. Ich weiß, Sie haben ja immer dieſe republikaniſchen Ideen.“

Der Domherr ſchwieg, aber er ſah ſich um nach der Gegend, aus welcher er vorher den Schullehrer hatte kommen ſehen. Er ſah ihn in der Nähe der Laube ſtehen, in der die Frauen waren.

„Er muß ſeine Strafe haben!“ glitt es leiſe über die Lippen des Domherrn.

„Vetter Steinau“, ſagte er laut, „ſtreiten wollen wir nicht; aber belehren Sie mich, was Sie denn eigentlich gegen die Landwehr haben, was ſonſt, als daß der freie Bürger und Bauer nicht mehr gedrillt werden kann wie der Linienſoldat?“

„Drillen?“ rief der General. „Das iſt auch eins der Schlagwörter der Zeit. Aber die Wahrheit haben Sie getroffen. Ein freier Bürger und Bauersmann und der ſoldatiſche Gehorſam, ſie paſſen nicht zuſammen, das iſt es gerade; das habe ich in der Commiſſion, die über die Reform des Heeres vom Könige eingeſetzt wurde, ſo oft geltend gemacht, aber da war der phantaſtiſche Scharnhorſt — nun, er iſt todt, und er iſt den Tod des Helden auf dem Felde der Ehre geſtorben, und im Grunde war der Landwehrgedanke nicht von ihm ausgegangen; er war nur inficirt von jenem Civiliſten, dem Schwärmer, der jetzt Major oder gar Oberſtlieutenant und Regimentscommandeur iſt.“

„Dem Friedrichs?“ ſagte der Domherr.

„Von wem anders?“

„Ah, ah, meine liebe Karoline! Vetter Steinau, gehen wir zu jener Laube. Gisbertine wird ſich bei den Landwehrfrauen ennuyiren. Befreien wir ſie.“

Der General kehrte mit dem Domherrn um. Sie mußten, um zu der Laube zu gelangen, nahe an dem lahmen Schullehrer Hausmann vorbei. Wenigſtens einer von den Beiden, entweder der General oder der Schulmeiſter, mußte den Andern erkennen.

„Hm, Vetter Steinau“, ſagte der Domherr, „wie lange dienen Sie ſchon?“

„Seit vierzig Jahren. Ich trat mit dreizehn Jahren als Junker in die Armee.“

„Die gewöhnliche Offizierscarrière der damaligen Zeit. Sie ist jetzt anders.“

„Man kommt jetzt in ein Cadettenhaus.“

„Es ist seit jenen vierzig Jahren überhaupt wohl Manches anders geworden, Vetter Steinau.“

„Aber nicht immer besser.“

„Doch menschlicher!“

„Menschlicher? Man war auch damals menschlich.“

„Hm, wenn man zum Beispiel einem armen Rekruten, einem großen hübschen Burschen, weil er nicht —“

Sie waren nahe bei der Laube, nahe bei dem ehemaligen hübschen großen Rekruten, von dem der Domherr sprach und sprechen wollte.

Aber er konnte es nicht mehr. Er konnte dem alten lahmen, tapfern Krieger, der auf den zwei Krücken mühsam neben ihm herging, nicht wehe thun. Sein gutes Herz konnte wohl überhaupt nicht wehe thun, wenn es nicht nothwendig sein mußte.

„Vetter Steinau“, sagte er, „kehren wir doch lieber um. Gisbertine möchte wohl heute nicht mehr tanzen wollen, nach den neuesten Nachrichten, die sie dort vom Kriegsschauplatze erhält.“

„Wie, vom Kriegsschauplatze?“ rief der General.

„Freilich! Gerade vor zwei Stunden war ein Kurier, der gestern Abend aus dem Blücher'schen Hauptquartier abgegangen war, hier bei —"

„Vetter Aschen!" rief der General. „Und das erfahre ich jetzt erst?"

„Ich wollte es Ihnen schon früher sagen, Vetter Steinau. Aber wir kamen durch die Landwehr davon ab."

„Erzählen Sie!"

Der Domherr theilte dem General mit, wie der alte Blücher den Kurier abgeschickt hatte und was dieser an der Sägemühle erzählt hatte, auch von dem Kellner und der Kellnerin.

Die Erzählung machte aber auf den General nicht den Eindruck, den der Domherr von ihr erwartet oder vielleicht auch nicht erwartet hatte.

„Vetter Aschen", sagte der General, „ich habe eine Bitte an Sie."

„Sie wäre, Vetter Steinau?"

„Sprechen wir zu Niemand davon, daß die Person, die Kellnerin, einen preußischen Offizier zum Bräutigam hat."

„Sie haben Recht", erwiderte der Domherr. „Es schützt das Mädchen gegen überlästige Neugierde."

Dann aber sah man dem geistlichen Herrn doch an,

wie es ihn innerlich wurmte, wie das Herz ſich ihm krümmte. Er mußte ſich wieder nach dem lahmen Schullehrer umſehen. Aber —

„Nein, nein!“ ſagte ſich der Domherr noch einmal. „Dieſe verlorene Schlacht drückte ihn ohnehin genug. Fängt er aber noch einmal an, dann —“

Der General fing noch einmal an. Die verlorene Schlacht drückte ihn gar zu ſehr.

„Alſo der alte Blücher hat retiriren müſſen! Das iſt ein ſchwerer Jammer.“

„Ja, Vetter Steinau, und der alte Herr war noch mitten auf der Retirade, als der Kurier ihn verließ.“

„Es iſt ein großes Unglück für die Armee, Vetter Aſchen!“

„Gewiß! Aber warum fingen wir dieſen Krieg an?“

„Was, Vetter?“ rief der General.

„Wozu dieſer Krieg, meine ich, Vetter Steinau. Die Feldzüge von 1813 und 1814 mußten ſein, ſie haben Deutſchland von dem Joche der franzöſiſchen Fremdherrſchaft befreit. Aber dieſer gegenwärtige Heereszug nach Frankreich, was geht der die deutſche Freiheit, das deutſche Volk an? Gar nichts. Das Blut, das jetzt jenſeits des Rheins vergoſſen wird, das ſtrömt nur einerſeits für das Intereſſe der Engländer, die ein Frankreich unter einem Napoleon, aber niemals unter den Bour-

bonen zu fürchten haben, und andererſeits für Intereſſen, die gerade gegen das Volk gerichtet ſind; in erſter Linie gegen das franzöſiſche Volk, das von einem Regiment der Bourbonen nichts mehr wiſſen will und nichts mehr wiſſen kann; in zweiter — hm, Vetter Steinau, ich muß Ihnen die Wahrheit ſagen, ſie trifft ja mich ebenſo wohl wie Sie. Napoleon wird jetzt nie wieder daran denken, ſeine Herrſchaft noch einmal über den Rhein tragen zu wollen; aber er und das neufranzöſiſche Weſen ſind der Feind, der Tod aller Privilegien, durch die das Volk gedrückt und niedergehalten wird, und abſonderlich unſerer Adelsprivilegien, die von den Bourbonen ebenſo ſehr geſchützt werden. Soll ich es Ihnen noch deutlicher machen, wofür jetzt gekämpft wird, wofür der alte Blücher geſtern geſchlagen iſt?"

„Er wird heute wieder geſiegt haben", rief der General.

„Hoffentlich morgen, Vetter Steinau, denn heute iſt Waffenruhe."

„Sie wünſchen uns alſo doch den Sieg?"

„Alle Wetter, Vetter Steinau! Der Krieg iſt einmal angefangen, darum müſſen wir ſiegen. Aber warum hat man ihn angefangen? Es war zwar kein Verbrechen, aber eine Verblendung, und freilich iſt dieſe Verblendung von demſelben Volke ausgegangen, das nun gegen ſich

ſelbſt kämpft. Ja, Vetter Steinau, gegen ſich ſelbſt, für den Adel, das Junkerthum, die Ariſtokratie.“

Für das Königthum, Vetter Aſchen“, ſagte der General.

„Das wird den Leuten vorgeredet, Vetter Steinau. Das Königthum iſt für ſich allein nichts; es muß von irgend etwas getragen werden. Es gab eine Zeit, wo es blos von der Idee getragen werden konnte; die Zeit iſt vorüber; es war die Idee des Gottesgnadenthums; der Kaiſer Napoleon, der Könige ein- und abſetzte wie Dorfſchulzen, hat ſie zuletzt vollſtändig und für immer zu Grabe getragen. Da kann das Königthum ſich nur noch entweder auf das Volk oder auf einzelne privilegirte Klaſſen oder Kaſten, die nicht im Volke ſtehen wollen, auf die Ariſtokratie ſtützen. Die Ariſtokratie aber iſt eben vermöge ihres Begriffs, den ich angab, der größte Feind des Volkes. Wollen Sie noch mein Ergo, Vetter Steinau?“

„Hm, Vetter Aſchen“, ſagte der General, „Sie ſprechen heute verzweifelt gelehrt. Nun kommen Sie gar mit Latein. Da hört das Disputiren für einen alten Soldaten auf. Und da kommt auch Gisbertine aus der Laube. Begleiten wir ſie zu dem Raſenplatze dort.“

„Zum Tanzplatze, Vetter Steinau? Heute?“

„Es wäre freilich beſſer, wenn ſie heute nicht mehr tanzte“, meinte der General.

Aber gegen die Nichte dieſe Meinung laut werden zu laſſen, wagte er nicht.

Die ſchöne Gisbertine kam nachdenklich aus der Laube zu den beiden alten Herren.

„Wohin, Gisbertine?“ fragte der Domherr ſie.

„Zum Tanze.“

Sie ſprach es ganz in jener halb kecken, halb gleichgültigen und nachläſſigen Weiſe, die ſie ſo ſehr liebte.

„Ich wünſche Dir viel Vergnügen“, ſagte der Domherr.

Er wollte zu den Frauen in der Laube zurückkehren.

„Einen Augenblick, Onkel Florens!“ hielt ihn Gisbertine zurück. Er blieb.

Von dem Tanzplatze her kam der ſchöne Gardelieutenant Graf Weſternitz; er hatte das ſchöne Fräulein aus der Laube zurückkommen ſehen.

„Kann ich endlich wieder das Glück haben, gnädiges Fräulein?“ bot er ihr ſeinen Arm an.

Sie ſah ihn verwundert an, als wenn ſie ihn zum erſten Male in ihrem Leben ſähe.

„Wie? Ich ſehe die preußiſche Uniform hier und nicht vor dem Feinde?“

Der Offizier warf einen Blick auf die Uniform des

Generals. Er wagte aber nicht, das auszuſprechen, was er damit ſagen wollte.

Der General ſagte es.

„Du ſiehſt ja auch mich hier in dieſer Uniform, Gisbertine!“

„Auf zwei Krücken!“ rief das Fräulein.

Der Graf Weſternitz verbeugte ſich ſchweigend und ging.

Der General runzelte die Stirn.

„Du haſt einen Offizier der Armee beſchimpft!“

„Lieber Onkel“, ſagte Gisbertine, „es würde Dir keine Freude machen, wenn wir noch länger hier blieben?“

„Wahrlich nicht!“

„Dürfte ich Dich dann bitten, unſern Wagen zu beſtellen? Der Graf Weſternitz ſoll morgen ſeine Genugthuung haben.“

Der gehorſame Onkel ging, den Wagen zu beſtellen.

Gisbertine konnte ſich nicht länger mehr halten.

„Komm, komm, Onkel Florens!“ rief ſie. „Eilen wir!“

Sie ſprach es mit ſo ſonderbarer Stimme.

Der Domherr wollte ſie darauf anſehen.

Sie ſtürzte vor ihm fort, hinten nach einer dichten Laube.

Er folgte ihr.

Hinter den verbergenden Zweigen und Blättern um-

ſchlang ſie ihn, hing ſie ſich an ſeinen Hals, brach ſie in ein lautes, heftiges Schluchzen aus und rief:

„Ich bin eine Unglückliche, ich bin eine Elende! Ich habe den bravſten und edelſten Mann in den Tod gejagt! Durch meine Launen, durch meinen Eigenſinn, durch meine Härte! Nein, nein, nicht durch meine Härte. Ich liebe ihn ja! Ich liebe ihn mit der ganzen Gewalt meines leidenſchaftlichen Herzens, in dem nur zu viele und zu wilde Leidenſchaften ewig ſtreiten und ſich bekämpfen. Ich kenne mich ja und habe doch keine Gewalt über mich. Wenn der arme Gisbert todt wäre! Wenn ich ihn hartherzig in den Tod getrieben hätte!“

Sie konnte vor Weinen nicht weiter ſprechen.

Der Domherr hatte keinen Troſt für ſie, er ſchien ihn nicht haben zu wollen.

„Du haſt Recht“, ſagte er. „Gisbert iſt ein braver und edler Mann; ſein Tod wäre für uns alle ein ſchwerer Verluſt. Er iſt auch ein Mann von Muth und von Ehre, und er ging, weil er des Lebens überdrüſſig war; Du hatteſt es ihm verleidet. Es iſt daher leicht möglich, daß er in dieſen ſchweren Tagen den Tod gefunden hat. Gottes gnädige Hand kann ihn aber auch am Leben erhalten haben, in beſonderer Gnade für Dich, Gisbertine, damit Du, wenn er zu Dir zurückkehrt, gegen ihn wieder gut machen kannſt, was Du gegen ihn verſchuldet haſt. Und das, Gis-

bertine, nimm Dir jetzt vor, und in dieſem Vorſatze bete zu Gott, daß er Deinen braven Gatten Dir wiederſchenken möge. Und dabei wirf ſchon jetzt Deine Heftigkeit, Deinen Eigenſinn, Deinen Hochmuth und alle jene unbändigen Leidenſchaften, von denen Du ſprachſt, aus Deinem Herzen heraus, das kein ſchlechtes Herz iſt."

Gisbertine war zerknirſcht.

„Ja, ich ſchwöre es Dir, Onkel Florens!" rief ſie.

„Schwöre es nicht, Gisbertine. Wie oft habe ich ſo Deine Schwüre gehört! Wie noch öfter der arme Gisbert! Gelobe es Dir ohne Schwur, gelobe es Gott in der tiefſten Tiefe Deines Herzens."

Sie gab ihm weinend die Hand.

Der Bediente des Generals kam zu melden, daß der Wagen angeſpannt ſei und der General auf ſie warte.

Gisbertine ging zu dem Wagen.

Der Domherr ſah ihr gedankenvoll nach.

„Wird es endlich helfen?" fragte er ſich.

Er ſchüttelte den Kopf.

Dann kehrte er in die Laube zu den andern Frauen zurück.

Ende des erſten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.